

Gustav Schröder

1876 - 1949



Weg und Werk

Dargeboten von

Reinhard Braun

Edition Romana Hamburg





Gustav Schröder

(1876 — 1949)

Weg und Werk



Dargeboten von

Reinhold Braun

Mit einem Vorwort

von

Gerhard Helzel

neu herausgegeben.

Die 1. Auflage erschien um 1938
bei C. Bertelsmann in Gütersloh.



Edition **Romana** Hamburg
2001

© Graphische Rechte bei G. Helzel



Inhalt

Weg und Werk Gustav Schröers.

Gerhard Helzel

Eine kurze Neufassung eines Vorwortes 4

Reinhold Braun

Der Herausgeber widerspricht..... 10

Jugend 10

Vierundzwanzig Waldschulmeister-Jahre ... 11

Heimstadt in Weimar..... 13

„Die Flucht aus dem Alltag“..... 14

Etwas von Gustav Schröers Menschentum..... 15

Volksgemeinschaft..... 18

Einige Bücher im Kampf um die Gemeinschaft..... 20

Dem deutschen Bauern verschrieb er sich..... 24

Scholle und Heimat..... 26

Ganze Kerle..... 28

Adel der Arbeit..... 29

Frauen- und Muttergestalten..... 30

Von Lebensweisheit und etlichen aus der Genossenschaft der
Freunde..... 32

Das alte Schulmeisterherz..... 33

Gustav Schröer und das neue Deutschland..... 34

Der Dichter im Urteil von Zeitgenossen

Ottomar Enking..... 35

Hans Frank..... 36

Wilhelm Lobstien..... 36

Auguste Supper..... 37

Prof. D. H. Weinel..... 38

Heinrich Zerkaulen..... 39

Die bunte Schale. Erlesenes aus des Dichters Werk

Glaube und Liebe..... 40

Heimat..... 44

Um die Volksgemeinschaft 45

Der deutsche Bauer 49

Vom rechten Schaffen und Wirken.....	49
Frauentum.....	51
Allerlei Lebensweisheit.....	53
Gedichte. Gustav Schröder	
Dem deutschen Volke.....	55
Thüringen.....	55
Herbst.....	56
Bauernmorgen.....	56
Erzählungen. Gustav Schröder	
Lausbuben.....	57
Meine Jahresuhr.....	60
Werke.....	64
Alphabetisches Werkverzeichnis (Dirk Zaumsegel).....	66
Nachträge zur Biographie (Dirk Zaumsegel).....	68
Tafeln.....	69, 70

Eine kurze Neufassung eines Vorwortes.

Von Gerhard Helzel, Hamburg

Die meisten heutigen und sehr wohl angepaßten Leser wissen, daß ‚man‘ über manche Dinge nicht gern spricht, auch, wenn das vielleicht ein großer Fehler ist.

Da ist der ‚deutsche Bauer‘; „der muß weichen“, wird man oft hören. Man will ihm oft neue Aufgaben zubilligen: sein Bauernhof soll nicht mehr Lebensmittel herstellen, sondern der Invasion der Urlaubsgäste, die Ferienhäuser buchen, oder zahlreichen Neuan siedlungen von Industrie weichen.

Ja, sind die Bauern denn dumm? Warum denn kann sich der Bauer mit der herkömmlichen Agrarwirtschaft nicht mehr so leicht halten?

Aber kann denn der Volksmund lügen, wenn er sagt, jemand sei ‚bauernschlau‘? Man macht sich da leicht lächerlich, wenn man nun klügere, erfahrenere und weisere Bauern fordert, wenn doch das Sprichwort schon sagt, „die dümmsten Bauern ernten die größten Kartoffeln“. Da macht es sich leicht komisch, wenn der auch noch die ‚größten Kartoffeln‘

erntet, der sogar der ‚dümmste‘ Bauer ist!

Heute gibt es dank verbesserter Technik ganz andere Ein- und Ausführungsmöglichkeiten, von denen Gustav Schröder noch nichts wußte. Er war noch imstande, eine kluge und einfache Bauernpolitik zu fordern. Dies geht heute nicht, da wir zu wenig Geld verdienen würden, wenn wir weiterhin alles selbst anbauen.

Man kann die Schrödersche Agrarhaltung ‚Mutarkebewußtsein‘ nennen, aber auch ‚Nationalismus‘. Die Kultur ist aber auch ein Teil des deutschen Volkes. Ja mancher würde sagen, mit dem Bauern stirbt die ganze Kultur, da wir dann nur noch abhängig werden von den anderen, denen wir nachsehen. Die haben Land, kultivieren es klug und sind in einer günstigeren klimatischen Gegend, wir nicht, wir haben dafür nur noch Geld. Falsch, auch unser Geld muß irgendwie durch Arbeit verdient werden. So kommt es, daß manch Arbeitsloser, der Schröders Bücher liest, sich nach dem Landleben sehnen wird, wenn er die Arbeit Schröders bedenkt und seine Lage dazu. ———

Man käme nun noch dazu, die Einwanderungspolitik zu bedenken, die da sagt, „kommt, wir brauchen euch, wir zeugen nämlich nicht viel eigenen Nachwuchs.“ Da nun die Deutschen sich zurückhalten, dürfen wir gespannt sein, was einmal aus Schröders Warnung, die Deutschen könnten ein „Land Not“ vorfinden, werden wird.

Das Werk Gustav Schröders stellt alle, auch die damaligen Kommentatoren, auf eine gewisse Probe, da niemand recht froh sein kann, wenn er sich überlegen muß, welcher Kommentar eigentlich verpönt oder gar strafbar wäre. Beispielsweise läßt sich sagen, daß Hitler von Schröder erwähnt wird. Man mußte damals so schreiben, sonst hätte der Verlag reklamiert. Aber mit Schröder wird keine Despotie, sondern die Mitbestimmung des Volkes gewünscht. Er beklagt ja die Gleichschaltung der Parlamente, die nach 1918 infolge kommunistischer Umschwünge stattfand. Er war also keineswegs für die nationalsozialistische Gleichschaltung. Doch noch mehr, auch die Abkehr von Gott, wie Schröder immer betont, ist ihm fremd. Daher läßt er weder die marxistische noch die nationalsozialistische Ideologie, die ja beide keine Wurzel im Jenseitigen haben, in voller Ausdehnung zu, indem er sich hütet, die Nation oder die Volksmasse der Arbeiter als Höchstes zu verehren.

Was aber sind die alten Vorzüge, die schon die alten Römer und Griechen als wichtig für die Menschen über Bauern und Landleben hervorhoben?

Der römische Nationaldichter Vergilius beginnt sein Werk „Georgica“ über das Landleben so: „Quid faciat laetas segetes, quo sidere terram vertere, Maecenas, ulmisque adiungere vitis conveniat, quai cura boum, qui cultus habendo sit pecori, apibus quana experientia pareis, hinc canere incipiam“ (Vergilius, Georgica 1,1) / „Was die Saaten reichlich macht, unter welchem Sternbild, Maecenas, es sich gehört, die Weinreben an die Ulmenstäbe zu binden, welche Sorge den Rindern, welche dem Kleinvieh, das man halten soll, zukommt, welche Erfahrung den sparsamen Bienen, will ich hier anfangen zu besingen.“

Bereits das älteste erhaltene lateinische Prosawerk, „De re rustica“ des alten Cato (Marcus Porcius Cato Censorius, 234—149 v. Chr. G.), handelt über die Landwirtschaft. Er schrieb an seinen Sohn: „Agricola est vir bonus, Marce fili, colendi peritus, cuius ferramenta splendent“ („Ein Bauer ist, mein Sohn Marcus, ein guter Mann, des Bebauens erfahren, dessen Geräte glänzen“). Ein hohes Lob also zollten die alten Römer den Bauern.

Von den Griechen wiederum sind die ältesten Hirtenromane, besonders „Daphnis und Chloe“ des Longus, überliefert. Sie schildern die romantische Seite des gesunden Landlebens.

Der deutsche Bauer aber ist Schröers Lieblingsthema. Warum?

Die Jugend war zu Schröers Zeit wohl falsch erzogen, sie war bigott, hatte also kein natürliches Verhältnis zum anderen Geschlecht. Anders aber am Lande: Man sah bei Tieren, was natürlich abläuft, wenn ein Paar zusammenkommt, mußte dies zeitweilig ansehen und sah dann die eigene, besser die natürliche Art und Weise des Menschen, nicht die kränkelnde und ‚artfremde‘ (so die damalige Bezeichnung) Unterdrückung der vielen Arten der Erotik, welche im Neuen Testament durch einige gnostische und stark leibfeindliche Einflüsse Einzug gehalten hatte. So kam es gar nicht dazu, daß jemand einen Psychiater aufsuchen mußte, und auch die leibliche Erziehung war oft deftig: Ein junger Mann aus meiner eigenen Ludwigshafener Schulklasse, welcher auf dem Lande aufwuchs, erzählte dies und auch, daß am Wochenende abends, wenn die Mägde baden durften, alle Jungen eifrig am Fenster des Baderaumes lugten, ob nicht etwas Nacktes, sonst Unmögliches, zu Tage käme. Lange bevor unsere beliebte und sehr drastische Beate Uhse sich für die Befreiung von Kirchenmoral einsetzte, hatten die Bauernkinder Erlebnisse, die mir von dem ehemaligen Klassenkameraden erzählt wurden, und die ich für andere Dorffinder auch annehmen muß.

Sehr oft kam es auch zu moralischen Anfeindungen durch

Erwachsene, die dann gerade das Gegenteil bewirkten, aber sie wurden noch auf die Leute herausgelassen, weil die Kirche sie benötigte, um den Gehorsam der armen, gedrückten und ungebildeten Pfarrei-Mitglieder zu erzwingen. Mit der Zeit wurden manche Drohungen dann immer weniger stark, bis wir zu der Koedukation in der Schule kamen, wo dann auf einmal Jungen und Mädchen gemeinsam unterrichtet wurden.

Die Koedukation aber herrschte in Schröders kleiner Dorfschule in Eßbach, wie auch in anderen früheren Dorfschulen, schon zu seiner Zeit. Da konnte man die Kinder gar nicht getrennt unterrichten, weil ja dafür viel zu wenig Lehrer und auch Kinder vorhanden waren. So kann man glücklicherweise sagen, daß ein kleiner Teil dessen, was das Landleben damals schon an Positivem bot, heute nun auch auf das Stadtleben übernommen und zur Selbstverständlichkeit wurde. Auch das eigene Haus im Grünen, gar ein kleines und schattiges Gärtchen, das können sich heute auch manche Stadtbewohner leisten. Auch die Versorgung mit Lebensmitteln klappt, sie ist heute auch gar nicht anders möglich, weil die Frauen mit dazuverdienen und daher keine Zeit für den Hausgarten mehr haben. Das sind aber wirtschaftliche, nicht aber ideelle Gründe, die hier übernommen wurden. Denn die Menschen sprechen am Lande miteinander, aber nicht mehr in der Großstadt. Daraus folgen dann Probleme wie Einsamkeit, Drogen und eine nie gekannte Zahl von Selbstmordfällen, die sich auch aus der sehr stark geschwächten religiösen Haltung erklären lassen. ———

Mit Schröder war der Staat nicht absolut, aber auch nicht als vergänglich gedacht. Daß Hitler zu viel versprach, ist ihm sicher auch aufgegangen. Freilich macht Schröder die scheinbare ‚Prophetie‘ Hitlers nach, der sich gern als ‚Propheten‘, der ausgelacht wird, aber zum Schluß doch Recht bekommt, bezeichnete. Dabei irrt Schröder, wenn er meint, ein ‚Bauer‘ werde der Retter des Vaterlandes. Er kann irren, hat aber vielleicht den Weg eines Bundeskanzlers Kohl vorausgeahnt, der sagt, wenn er nicht Politiker sein dürfte, wäre er gern Bauer geworden. So, viele andere auch, die sich als Freunde der Umwelt eine arbeitssame, aber auch erquickliche Lebensführung denken können.

Die religiöse Haltung Schröders ist nicht wie die der Kirche auf Dogmen, sondern auf ein ‚Grundvertrauen‘ aufgebaut. Sie läßt sich so erfahren, daß man andere Menschen erzieht, damit sie zu ‚Gott finden‘. Damit ist auch der Irrtum, den Schröder sich gern auch selbst zubilligte, eingeräumt. Sehr seltsam mutet heute an, wie sich die Kirchen damals noch bekämpften, und damit natürlich erst recht die kleinen Sekten

bedrohlich einschüchterten. Man mußte z. B. noch Ende des 19. Jahrhunderts eine Erlaubnis einholen, wenn man in Bößneck einen katholischen Gottesdienst abhalten wollte. Diese Erlaubnis erwirkte erst 1880 der katholische Bößnecker Postdirektor Schmidt.

Hermann Hain aus Meerane, der Gründer der Sekte ‚Hirt und Herde‘, wurde wegen des heute abgeschafften Paragraphen ‚Religionsvergehen‘ eingesperrt, weil er sich 1913 bei einer Rede in Blankenhain scharf kirchenseindlich geäußert hatte. Die zweite Frau des meistgelesenen deutschen Schriftstellers Karl May, Klara, hatte Angst, die Séancen, die sie offenbar selbst abhielt, publik werden zu lassen, weil sie und ihr Mann sich damit strafbar gemacht hätten. In Klöstern war in Schröders Jugendzeit die größte Sünde, die Kindstötung, da und dort publik geworden, so in dem Kloster Sereth (Bukowina), wo die Großmutter des Herausgebers geboren ist; sie trat daraufhin aus der katholischen Kirche aus. Sicherlich mag das mit ein Grund sein, daß Schröder sich nur für das evangelische Christentum aussprach, das ja die Ehe auch bei Geistlichen gestattet und keine Beichte mehr verlangt; denn diese brachte manchen jüngeren katholischen Priester, manch älteren Schwemmer, manchen Jungen und manch junges Mädchen in der katholischen Kirche in schwere Konflikte, die sich nur aus der Sicht der heutigen Zeit als belanglos, aber aus der Sicht der damaligen Zeit als riesig darstellen. Die damalige Herabwürdigung normaler sexueller Vorgänge wurde in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts dann von äußerst kritischen Kirchengegnern, gepaart mit starken antijüdischen Gefühlen, erstmals offenbar legal kritisiert, wie z. B. in der im „Nordland-Verlag“ zu Düsseldorf erscheinenden Zeitschrift „Nordland“. Die damaligen Gesetze erlaubten das. Schröder hat es nicht ausgenutzt, er war sicher, daß man mit wenig oft mehr erreicht.

Wenn wir die der evangelischen Kirche gewogene Haltung Schröders, der ja dem gesunden und kernigen Landleben so zugetan war, nun also aus den erwähnten Gründen verstehen, so ist es freilich heute besonders traurig, wenn man nun von evangelischen Theologen kaum eine Zeile als Antwort auf einen Brief zugefandt und kaum eine längere Aussprache zugestanden bekommt, da sie allzu oft zu viel Zeit für Haushalt und ihre Familie abzweigen? Meine Befürchtung ist, daß man heute eher den Zeitgeist und nicht eine jenseitige Bezugnahme vernimmt, wenn man mit evangelischen Theologen spricht.

‚Freiheit‘ ist bei Schröder ein Thema, das sicher in der Schröderschen Bedeutung, wie sie heute auch viele Rechte wieder verwenden, derzeit-

nicht so gern im Munde geführt wird, wo man eine EG, UNO und internationale Verantwortung befürwortet. Damals war ja Deutschland nicht so geschwächt durch Krieg, wie wir nach 1945 bemerken müssen. So ist Haltung vor den ehemaligen Siegern geboten, nicht Herrenmenschentum. Letzteres ist leider eine Schwäche der Deutschen, die gern in zwei verschiedene Extreme verfallen: Rationale Überheblichkeit, die Wilhelm II. so ausdrückte: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“, oder die gegenteilige Haltung, das „In-den-Hintern-Kriechen“ der Besiegten, die nicht genug aufpassen können, um ja den Siegern nicht unwert oder ungeliebt zu erscheinen. Man wird sehen, wie die Globalisierung weiter fortschreitet und ob sie sich hält, denn nicht alle Teile sind überall so beliebt wie bei den Nachbarn, die von uns Gelder in Milliardenhöhe erhalten, die Deutschland als größter Einzahler in die EG einbringt. Diese Beträge werden nur gezahlt, um die Selbständigkeit Deutschlands nicht noch mehr zu gefährden. So ist Freiheit hier einmal sehr direkt erkaufte.

Die nationalsozialistische Bezeichnung „Blut und Boden“ hat heute ausgedient, sie ist nicht mehr zeitgemäß, falls sie nicht anderswo benutzt wird, um Glück in einem fernen Land zu suchen. Jeder aber, der einen Besitz hat, weiß, was Verbundenheit mit dem Land, worauf er lebt, bedeutet.

* *

*

Dank gebührt Herrn Karl-Heinz Göring, der mir ein Exemplar der 1. Auflage zur Verfügung gestellt hat, Herrn Werner Hofmann für Auskünfte, zwei Photographien für das Buch und Korrekturlesen, Herrn Dirk Zaunjegel, der einige Ergänzungen zur Biographie sowie ein alphabetisches Werkverzeichnis zur Verfügung gestellt hat, und dem Enkel Schrövers, Jürgen Schröder, Kranichfeld, für die zur Verfügung gestellten Photographien.

Weg und Werk Gustav Schröers.

Reinhold Braun

Der Herausgeber widerspricht

Der Herausgeber des Buches erlaubt sich, dem Manne, von dem er reden soll, gleich am Anfange zu widersprechen.

Gustav Schröer sagt nämlich von sich: „Niemand habe ich mich einen Dichter genannt. Es genügt mir, ein deutscher Erzähler zu sein!“ Und er fährt fort: „Als solcher bin ich im Jahre 1913 in die Öffentlichkeit getreten, nachdem ich zuvor mehr als ein Jahrzehnt in der Stille gearbeitet hatte.“

Es genügt ihm also, ein deutscher Erzähler zu sein. Ja, aber einer, der so erzählt und gestaltet, wie er es tut, dessen Bücher nach seinen eigenen Worten einem „inneren Muß“ entstanden sind“, ist ein Dichter. „Man kann wohl alle Tage Holz hacken, aber man kann nicht alle Tage Bücher schreiben.“

Er trägt auch jenes heilige Glücks- und zugleich auch Verantwortlichkeitsgefühl in sich, das den wahren Dichter ausmacht: „Ich danke Gott für jeden Tag dafür, daß ich Bücher schreiben kann; aber ich weiß, daß ich auch über diese meine Bücher einst werde Rechenschaft ablegen müssen!“

Jugend

1913 also trat er in die Öffentlichkeit. Demnach war er 37 Jahre alt; denn er wurde am 14. Januar 1876 in Wüstegiersdorf in Schlesien geboren.

Es ist derselbe engbegrenzte Bezirk, aus dem Carl und Gerhart Hauptmann, Hermann Stehr, Paul Keller, Hans Christoph Kaergel gekommen sind.

„Vater und Mutter,“ so berichtet der Dichter, „stammen aus kleinen Bauernwirtschaften, — Steller nannte man sie in Schlesien —, die die Großeltern nicht hatten halten können. Daß wir einmal begütert waren, das weiß ich aus dem Mund

meiner Urgroßmutter, die im Jahre 1800 geboren war und u. a. auch viel von Truppendurchzügen während der Befreiungskriege zu erzählen mußte. Wenn mir heute jemand von Armut und Not redet, dann kann ich ihm sagen, daß alles habe ich bitter genug am eigenen Leibe erfahren. Ich habe auch darüber hinaus erfahren, wie weh es tat, wenn Armut für eine Schande angesehen wurde, und ich kenne das Heldentum armer Mütter, zu dem sie gerade dann am stärksten fähig sind, wenn sie sehen, daß eines ihrer Kinder besondere Gaben mitbringt. Wir waren sieben Geschwister, drei davon sind gestorben. Unter Opfern, deren Größe ich erst jetzt ganz zu würdigen weiß, haben meine Eltern, unterstützt von treuen Helfern, ermöglicht, daß ich Lehrer wurde.“

Wer noch mehr über des Dichters Jugend zu wissen begehrt, der greife zu dem Buche „Joachim Werner, Der Weg eines Menschen.“

„Dies Buch von groß' und kleinen Leuten
mög' weiser sein und Richtung deuten,
mit Gottvertrau'n und Selbstvertrauen
sein Leben mutig aufzubauen.“

Vierundzwanzig Waldschulmeister-Jahre

Da in Schlesien Überfluß an Lehrern war, kam Gustav Schröer frisch vom Seminar vertretungsweise nach Thüringen an die obere Saale. Ziegenrück hieß der Ort. Dort amtierte er nur ein Vierteljahr, vom 1. April bis 1. Juli 1896. Dann erhielt er die selbständige Lehrerstelle in dem kleinen Eßbach, eine Stunde von Ziegenrück entfernt. „Am 1. Juli, also nach einem Vierteljahr schon, ward ich nach Eßbach versetzt. Mein ‚Möbelwagen‘, ein vierrädriger Handwagen, fuhr vor; zwei Jungen standen an der Deichsel, zwei gedachten zu schieben, denn es ging bergauf. Wir luden also Bettstelle und Bett auf; obendrauf thronte der Dackel Männe und — muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus, und du mein Schatz bleibst hier. Vier Jahre darauf habe ich meinen Schatz nachgeholt.“ Dieser

Schäz war seine Käthe, der er in „Käthe Werner, die Geschichte einer tapferen Frau“ ein Denkmal setzte. Vierundzwanzig Waldschulmeister-Jahre hat er dort oben in Eßbach erlebt. Dort wurde er „Thüringer mit Leib und Seele“ und verschrieb sich den Bauern und lernte erkennen, „daß Bauernart ein Buch ist, das schwer zu lesen ist“.

Es kamen notvolle Jahre. Vier Kinder wurden geboren. Zum Notwendigsten reichte es oft nicht. Viel Krankheit war im Hause. Die Arztrechnungen wurden aus dem Erlös der Privatstunden bezahlt. Das älteste Kind, ein Knabe, hatte viermal Lungenentzündung. Die geliebte Käthe wurde krank. Ein schleichendes Nierenleiden! Dennoch, sie haben sich tapfer durchgebissen, die beiden. Wer von jenen Jahren erfahren will, ja, der lese „Käthe Werner“! Neben dem Amte und den vielen Privatstunden „schrieb und schrieb“ der Hausvater „und legte beiseite. Gedruckt wurden in der Zeit Berichte über Saatenstand, Brände, Unglücksfälle, goldene und silberne Hochzeiten, die Zeile zu drei Pfennigen — oder waren es fünf?“

Es war ein hartes Herzensreisen auf der thüringischen Höhe unter den mancherlei Stürmen. Man versteht, daß das Hohelied der Unverdroffenheit immer wieder in den Büchern Schröders aufklingt. Und wenn er die „Schulmeisterei am Leben nicht leiden mag und sie bekämpft, so ist das einer der Erfolge jener bitter-ernsten Lebensschule. Und wenn es in „Gottwert Ingram und sein Werk“ heißt: „Ich habe mich immer bemüht, meinen Schülern das Beste mitzugeben. Was ist das Beste? Die Kraft, dem Leben gewachsen zu sein!“ so sehen wir die knorrige Gestalt unseres Waldschulmeisters vor uns. Was an Leid und Freud' kam: Fleißig werden die Jahre genutzt. Er wuchs ganz in die Seele des Landes und seiner Menschen hinein. Das Erleben des Chronisten im „Schulzen von Wolfenhagen“ ist des Dichters erleben: „Solch' ein Land! So weit und so still und so heilig! Es hatte mich ganz genommen, das Land!“ —

Wer einmal deinen Liedern gelauscht,
du nimmermüde Saale,
wer einmal mit dir GrüÙe getauscht

herab vom Berge zum Tale,
 der hat es freudig erfüllt und erkannt:
 Am schönsten ist's im Vaterland!"

Heute ist Gustav Schröder „Chrennachbar“ und „Chrenbürger“ vieler Berg-, Burg- und Waldgemeinden Thüringens, worauf er nicht wenig stolz ist.

Heimstatt in Weimar

Zu Anfang des Jahres 1920 folgte Schröder einem Rufe der Regierung. Als Bezirksjugendpfleger siedelte er nach Erfurt über.

Nach zwei Jahren trug man ihm einen Posten als Schulrat an. Er schlug ihn aus: „Zum Bauern gehöre ich!“ So trat er in die Leitung der Thüringer Bauernbewegung ein, die er in schwerer Sturmzeit mit ins Leben gerufen hatte“. Nach Weimar ging er, wo er noch heute lebt*. An seinem Hause auf dem Lindberge stehen die Worte:

„Ich stehe hier in Gottes Hand,
 Flucht aus dem Alltag bin ich genannt.“

Ein hartes Kraft-Drangeben war's viele Jahre hindurch: Bauernführer, Apostel der Landbundbewegung und Bücher-schreiber in einem zu sein und dazu in einer Zeit grausamer Bedrängung deutschen Bauerntums! — —

„Und wenn Sie einen Scheffel Salz mit dem Bauern ge-
 gessen haben, gibt er Ihnen noch immer Nüsse zu knacken auf!“
 heißt es in dem Siedler-Schauspiele: „Wir werfen einen Brand!“

Unser Dichter hat auch viel Not-Salz mit seinen Bauern
 gegessen — —

Nur schwer nahm er nach manchem Jahre treuen Wirkens
 Abschied von dem Landbunde, um ganz seinem Schaffen zu
 leben. Aber nur äußerlich ist es ein Abschied gewesen. —

Am 6. Mai 1927 starb ihm seine Käthe, von der auch der
 Schreiber dieser Zeilen und die Seinen manch' Gutes, gerade
 in schwerster Zeit, empfangen. In der Todesanzeige, die ich mir
 aufhob, heißt es: „Unsere Mutter ist nur 48 Jahre alt gewor-
 den. Aber sie hat ihr Leben verdoppelt durch ihre Liebe und
 Treue.“

„Unsere letzte Zuflucht aus dem Alltag“ steht an Käthe Schrövers ergreifend schönen Grabmale auf dem Weimarer Friedhofe. (Geboren war sie am 23. 1. 1879 und hatte den Mädchennamen Krausse.)—

Im Jahre 1931 entschloß sich der Dichter zu einer neuen Ehe mit einer feinen, geistbewegten Frau.

(* Anm.: Gustav Schröver starb am 17. 10. 1949 in Weimar.)

„Die Flucht aus dem Alltag“

Gustav Schröver weiß, „wo das Beste zu finden ist“. Diese Weisheit liegt immer wieder wie eines schönen Morgens Klarheit in seinen Büchern offen dar. Nicht zuletzt ist es die eigene „Flucht aus dem Alltag“, der er diese Weisheit verdankt. Nicht von ungefähr geschah es, daß er danach sein Haus und ein Buch benannte.

Er ist heimisch in der inneren Wirtschaftskunst des Lebens. An einer Stelle seines Werkes heißt es: „Ohne Ziel ist der Mensch ein Narr!“ Aber zugleich weiß er, daß dieses Zielgeben seine schöpferischen Pausen haben muß, damit der Mensch in der Kraft und im Gleichgewicht bleibe. Auf die Anspannung muß die Entspannung folgen. Und wenn unser Dichter Kilometer um Kilometer an den buschreichen Ufern der Elm entlangtigert oder in klickenden, hüft hohen Gummischäften im Wasser des von Goethe so geliebten Flußes einherstolzert (übrigens ein Bild voll erlesener Dραstik), um Forellen mit der „Fliege“ (einem künstlichen Köder) zu angeln, so ist auch das ein Stück aus der mit so viel Herz gerühmten Flucht.

Bei seiner kämpferischen Daseinshaltung ist es selbstverständlich, daß er das Wort „Flucht“ im Sinne echter, wesenhafter Einkehr und Abkehr erfaßt wissen will.

„Wahre dir die Flucht aus dem Alltag; aber verdiene sie dir, indem du den Tage ihr Recht gibst! Der Feige flieht; der Kämpfer ruht aus!“

Eine andere Stelle: „Die Flucht aus dem Alltag soll und stärker und froher für den Alltag machen.“

Ich selbst habe in seinem Hause solche Stunden erlebt, Stunden, von denen sein Wort gilt: „Das Empfinden einer heiligen Weihe ist tiefste und innerste Freude. Sie macht besser, und das ist das Wesen jeder Freude, daß sie das Gute im Menschen frei macht.“ Daß sie aber auch neben dem Guten das Starke frei macht, habe ich in solchen Stunden manchesmal gefühlt. Der Umgang mit ihm wirkt wie ein Stahlbad.

Ist es nicht ein beherzigenswerter Gedanke für das deutsche Leben der Gegenwart und Zukunft, wenn der in dem Buche „Die Flucht aus dem Alltag“ sagt: „Wenn dem Hause der Winkel fehlt, den wir die Flucht genannt haben, so sei doch jedem das stille Glück der Familie an sich eine Flucht aus dem Alltag!“

Nun aber seien als Krönung des Gedankens die folgenden Worte des Dichters hierher gesetzt: „Schaffen, schaffen, schaffen! Und dabei die Flucht aus dem Alltag offen halten. So will ich's halten bis zur letzten Flucht aus dem Alltag!“

Etwas von Gustav Schröers Menschentum

Wie ein Mann seinen Weg geht, das zeigt uns Gustav Schröer.

„Wehr' dich! Pack's an!“ Diesem Mahnworte der Ahne blieb er treu. Nicht nur äußerlich in seiner untersehten Gestalt gleicht er einer Wetter-Eiche; er ist's auch innerlich. In seinem Wesen paart sich wirklich das Starke mit dem Zarten. Freilich, er trägt das Zarte nicht auf der Zunge. Aber in tiefen Gesprächen und in seinen Büchern und am Vorlesetisch kann sein Herz zum Staunen zart sich auf tun. Schröer am Vorlesetisch zu erleben, ist ein Genuß. Man kann sich dem Zauber seiner Stimme nicht entziehen. Sie hat Glanz und Tiefe und weit ausschwingende Kraft. Väterlich und milde kann sie sein, aber auch erzen erdröhnen. Schröer vermag wirklich vorzulesen; denn er weiß zu gestalten. Unvergeßlich wird mir die Vorlesung seines bayrischen Heimatschauspiels in seinem Arbeitszimmer sein. Das waren Stunden, die durch das Element des Gestalterischen

eine Prägung empfangen, daß sie mir — wie gesagt — zum inwendigen Besitze wurden. Nicht nur die Menschen lebten; auch die Landschaft, die gewaltige Natur tat es. — An einem anderen Abend las er uns „Die Magd“ vor, eine Novelle, ganz von Geheimnis und Tragik durchwoben. Stimme und Stoff wurden eins. Aus dem Hintergründigen schwang der Ton her, ganz mit Seele gefüllt, gehalten von der Erfurcht vor dem Geheimnis. Weil alles so natürlich war, darum hatte es solche Wirkung auf mich und meines Weibes Herz.

Man kann bei dieser Ergründung seines Wesens geradezu von einer Schröckerischen Folgerichtigkeit sprechen, die sich nicht zuletzt darin offenbart, mit welcher Zähigkeit er an einmal gefaßten Plänen oder ihn fesselnden Gestalten hängt. Man ist auf dem Holzwege, wenn man meint, er schaffe seine Bücher in kurzer Zeit. Er selber erklärte mir, daß vieles von dem, was er in den letzten Jahren als Buch darbot, seinen gestalterischen Anfang vor zwanzig, ja, dreißig Jahren nahm. „Um Mannesehre“ beispielsweise reicht mit seinem eigentlichen Beginn fünf- und zwanzig Jahre zurück. Ähnlich ist's mit „Schicksals Hände“ oder mit dem „Heiland vom Binsenhofe“. Gerade über die Gestaltung des zuletzt erwähnten Buches äußerte er sich folgendermaßen: „Was zwanzig Jahre vergangen ist oder mehr, das wird auf einmal lebendig und sagt: ‚So, nun bist du soweit, daß du mich kennst. Jetzt darfst du von mir reden.‘ Dann aber ist es ganz anders, als ich es einmal sah, viel milder. Es steht in einem großen Zusammenhange und wächst in einen neuen Zusammenhang hinein. Gewiß, die Gestalten des Heilandes vom Binsenhofe, die sind mein; aber irgendwo ist mir doch jede begegnet. Und ich habe sie alle lieb. Was haben sie mir für Sorgen gemacht. Es geht mir doch alles lange nach — —“

Das ist vielleicht ein Stück des Geheimnisses seines erfolgreichen Schaffens, daß ihm alles nachgeht, daß er allem nachgeht, daß er das Treibhaus vermeidet und die gesunde Reise abwartet.

Wo aber die Kunst des Nachgehens in einem Menschen waltet, muß Zweierlei vorherrschen: Glaube und Liebe. —

Unser Freund weiß in seinen Büchern Zeit zu sagen: „Er packt, wie der Altmeister völkischer Literaturbetrachtung, Professor Adolf Bartels, über Gustav Schröder an mich einmal schrieb, „die ernstesten Probleme der Zeit an, ohne je dem Geiste moderner Sensation zu verfallen!“

Aber neben dieser kernigen Art, Zeit! zu sagen, geht das: Ewigkeit! zu sagen. Das gibt nicht zuletzt seinen Büchern ihr besonderes Gepräge. Es durchwaltet sie die Haltung aus Religion, aus Glauben.

„Gott ist das Herz des Lebens!“

Das ist Schrödersches Bekenntnis. Und wenn da einer in einem Buche sagt: „Mensch, Bauer, wie willst du das drüben verantworten?“ so ist diese Grundlage der Lebensführung eben ganz schröderisch. In die gleiche Richtung zielt jenes Wort aus dem „Schulzen von Wolfshagen“, das da sagt, daß unseres Bauerntums Kern immer gewesen ist: „Schlichtheit und ein fromm Gemüt“.

Dieser Glaube ist es auch, der vor seinem Gott stehen soll wie ein Kind vor seinem Vater „und nicht wie ein Rekrut vor dem Feldwebel“.

Zwei Eigenschaften echten Glaubens sind Stolz und Demut. Unser Dichter besitzt einen gefunden Stolz. Er betrachtet seine Aufgabe als von Gott und Volk gestellt.

Das aber wiederum heißt ihn demütig sein. Schröder sagt das immer wieder zu sich selbst, was im „Gottesstreiter“ der Luther zu sich sagt: „Was du eben niederschreibst, gilt dir nicht als eine Tat, die du vollbrachtest, sondern als ein Geschenk, das du empfangst. Du wardst beschenkt, und will's Gott, du hast geschenkt!“

Einem ergreifenden Hymnus an Gott aus dem Buche „Die Leute aus dem Dreifaltale“ seien die Worte entnommen: „Nichts Höheres weiß ich, als daß ich diene. Herrgott, dir will ich dienen, bis daß es aus ist. Deinen Menschenbrüdern will ich dienen und dir dienen. Durch dich, in dir, für dich in dem, wozu du mir noch Zeit lässest! Ich dien!“

Das ist ganz das Wesen Schröders aus Glauben — und Liebe. Denn „nur mit Liebhaben baut man auf!“ heißt es in

„Schicksals Hände“, einem Buche, das widerklingt von echter, rechter Lebenshelferschaft, wie überhaupt Schrövers ganzes Schrifttum geadelt wird von Sinn und Weise des Lebenshelferischen. Ob Altfrauenhände, Mädchenhände, Arzthände: Nur helfen, helfen! Immer geht um ein Hilfswerk! Aber es ist keine weiche Liebe, sondern eine, die da auch spricht: „Wer gut machen will, der muß derbe Hände haben und darf das Herz nicht davonlaufen lassen — — Es darf niemand gewahr werden, daß du da bist; sonst treiben sie Schindluder mit dir.“

Zupacken! — Tun, als hätte man gar kein Herz, aber alles vom Herzen machen lassen!“*)

*) Wenn ich unseren Dichter innerhalb von „Weg und Wert“ oft selbst sprechen lasse, so geschieht das in der Absicht, ihn den Lesern so nahe wie möglich zu bringen.

Volksgemeinschaft

„Volksgemeinschaft zu schaffen, ausgehend von einem tapferen, lebensbejahenden evangelischen Christentum, daran will ich mitarbeiten!“ Das ist die Losung Gustav Schrövers.

Ein völlig organisches Geschehen ist's, das des Dichters Liebe ausflutet in das große Ganze. Es ist einfach die Erfüllung des Gesetzes, nach dem er angetreten. Der Baum schafft sich seine wölbende Krone.

Von jeher lag ihm jenes Menschentum am Herzen, „das tapfer sich selbst behauptet und dabei doch Raum läßt für die Mitwandernden rechts und links“.

Ja, um dieses: Einander-Raum-lassen, aber auch dieses Füreinander-Raum-schaffen, innerlich und äußerlich, geht es in manchem seiner Bücher.

„Nur die Liebe macht uns frei; darum geht unter die Liebe; seid Menschen, nicht Knechte, alle untereinander!“ so steht's im „Heiland vom Binsenhofe“, diesem wahren Kampfbuche um die Gemeinschaft. —

„Sind uns doch verdammt fremd geworden, diese Menschen,“ sagt ein hoher Beamter von den Bauern in dem Volksstück „Im

d' Hoamat" (Um die Heimat). Gegen dieses Fremdwerden hat Gustav Schröder stets mit heißer Seele gerungen, sei es als Waldschulmeister, Landbundsführer oder Dichter. Darum konnte er auch der „gemeine Mann“ werden wie sein Pastor Hennig in dem erwähnten Buche „Die Flucht aus dem Alltag“. „Der gemeine Mann, das ist ein Lob und soll heißen, er versteht schlicht und menschlich mit uns zu reden; er ist uns innerlich nahe.“

Für die innere Heimkehr Deutschlands zur Volksgemeinschaft hat Schröder wahrlich das Seine getan. Zum gegenseitigen Verstehen von Land und Stadt hat er auf seine Weise viel beigetragen. Er will keine Grenzverwischung. „Bauer und Arbeiter“, so heißt es im „Hohlofenbauer“, sind verschieden und werden und müssen verschieden bleiben. „Aber Bauer und Arbeiter als Menschen einander nahezubringen, ist so vernünftig, daß es — bekämpft werden wird,“ steht in demselben, lange vor der nationalen Erhebung geschriebenen Werke. Heute wissen wir, daß der Wille zum Einander=nahe=bringen von dem neuen Deutschland mit aller Macht gefördert wird. Lebenssinn und völkischer Sinn gehören nun einmal zusammen. —

Die echte Volksgemeinschaft wird auch den echten Staat zu formen wissen, und beide werden zueinander das rechte Verhältnis gewinnen, jenes, von dem der prachtvolle Bürgermeister, dieser Urmuchsmensch, in dem bereits genannten bayrischen Volksstück Folgendes sagt: „Woas muß ins der Stoat sein? Steiern und Beamte? Na! A Vater muas a ins sein, wo soas Herzload von sein' Kindern verstiehg. Eaner Sach, Herr Präsidant, is, ob ins der Stoat glei no n lieaben Herrgott oder no n Teifi kimmt!“

Derselbe, von dem Bürgermeister angeredete Präsident spricht zu seinem Regierungsrat die nachstehenden köstlichen Sätze: „Wenn Sie einmal mein Nachfolger sind und die Gewalt in der Hand haben, die mit dem Amte verbunden ist, dann machen Sie nicht den Fehler, den ich gemacht habe. Sehen Sie allemal, bevor Sie eine entscheidende Ablehnung unterschreiben, über Ihren Schreibtisch weg weit hinaus. Sehen Sie die

Menschen! Und erst, wenn Sie dann auch noch unterschreiben müssen, weil es wirklich eine bittere Notwendigkeit ist, dann unterschreiben Sie in Gottes Namen!"

Einige Bücher vom Kampf um die Gemeinschaft

Das früheste Buch, dessen Inhalt stark um den Gemeinschaftsgedanken schwingt, ist „Der Heiland vom Binsenhofe“. Es erschien bereits im Jahre 1917. Jetzt liegt eine wohlfeile Volksausgabe des Verlages E. Bertelsmann, Gütersloh, vor, der um das Werk unseres Dichters besonders sich verdient macht.

„Zwei Winter lang,“ sagt Schröder, „habe ich im Geiste in der Berggemeinde Bergroda gelebt und mit Jakob Sindig, dem Heiland vom Binsenhofe, gerungen. In Schlesien, Thüringen, im Schwarzwalde sah ich, wie die Hang-Äcker die Menschen knechten. Das ist mir nachgegangen von Jugend an. Ich kannte die Häusler in ihrer freudearmen Fron. Die bestand, obwohl sie vor dem Gesetze längst freie Leute waren.“ Diese Menschen aus ihrer Not zu erlösen, ihnen Raum des Lebens zu schaffen, Moorland trocken zu legen, Bauern und Häusler zu einer Menschengemeinde zu binden, das war das Ziel Jakob Sindigs, dieses besessenen der Nächstenliebe, der für diese Liebe den Tod erlitt, wie es das Schicksal heilandischer Naturen von jeher war.“

Ein schweres Auf und Ab ist in diesem Buche. Aber in allem ragend und innerlich unerschütterter steht die Gestalt Jakob Sindigs. Und schön ist das Licht, das über seiner Liebe zu Gertrud Heidecker, der Binsenhofsbäuerin, liegt.

„Ein Mann mit Gott ist immer in der Mehrheit.“ Dieser alte Spruch ist der Kerngedanke des nächsten Buches: „Der Herrgott und ein Mann.“

Es geht um die Nutznießung eines Gemeindewaldes, die der

Altgemeinde von Hochstein zusteht. Und um dieser einseitigen Nutznießung willen kommen Altgemeinde und Junggemeinde innerlich nicht zusammen. Ja, eine tiefe Feindschaft wird mehr und mehr offenbar. Arno Silge, der neue Schulze, bringt endlich die Verschwisterung der Gemeinden zustande. Der kampfvolle Weg, das Reifen dieses Mannes bis zu der befreienden Tat ist des Buches Hauptinhalt. Das Ganze könnte man einen balladenhaften Preisgesang auf die Unbeirrbarkeit, die Echtheit, die Wurzelkraft, die große Liebe und den Glauben nennen. Arno Silge setzt das Werk seines Großvaters fort, dieses Urbild deutschen Dorfschulzentums. Und beim Dorfgericht, das er abhält, fühlt er den Großvater zur Linken stehen; zur Rechten aber weiß er seinen Herrgott. Trefflich sind die Worte, die er dann spricht: „Altgemeinde! Sind die Menschen, die auf dem Neumarkt wohnen, anders als wir? Werden ihre Kinder nicht unter den gleichen Schmerzen geboren wie die unsrigen? Tun ihnen Tod und Krankheit weniger weh als uns? Ist es eine Schuld, arm zu sein? Sitzen wir nicht in derselben Schule, treten wir nicht vor denselben Altar? Wo ist der Unterschied? Der Besitz des Einzelnen wird in Wert und Größe immer verschieden sein.

Gott, der die Welt gemacht hat, will es so, und er wird wissen, warum. Wenn man aber von einem Gemeindeeigentum redet, dann soll es allen gemein sein, nicht, daß man eine Gemeinde in zwei Hälften teilt, wo die Frage des Besitzes beginnt.“

Prächtig ist auch Arno Silges Auffassung von einem wahren Dorfgericht. Das ist wirklich ein Stück aus dem deutschen Rechte, das man heute, nicht vom Standpunkte des Gemeinschaftsgedankens aus — bewußt fördert. Diese Buch erschien ebenfalls etliche Jahre vor dem völkischen Aufbruche.

Auch das Buch „Die Siedler vom Heidebrinkhofs“ gehört zu dieser Art von Kampfbüchern.

Besondere Erwähnung aber gehört dem Erzählungswerke „Land Rot“, das in der schlimmsten Zeit marxistischer Herrschaft erschien.

„Es brennt zum Himmel die deutsche Not,
 so hilf uns, starker Herrgott!
 Laß lodern die Herzen in heiligen Flammen
 und schmied' uns mit eisernem Ringe zusammen!“

„Furchtbar stand die Rotwolke über dem Land, das seine Parlamente eines um das andere auffliegen ließ, als handle es sich um nicht mehr als Spazenzusammenkünfte; dessen Minister zu Parteisekretären herabsanken; das dem Feind alle fünf Minuten, Tag und Nacht, einen Bauernhof abliefern mußte und nichts danach fragte; das die Zivilisation auf den Schild hob und seine Kultur auf den Müllhaufen warf; in dem Kinder gegen Gott demonstrierten und in einem Jahr mehr als 40000 Menschen den Freitod starben **. Die Höfe waren so billig wie die Zwetschen, aber niemand begehrte sie. Die Roggenschuldner kämpften einen verzweifelten Kampf. Selbst dem härtesten Gerichtsvollzieher tat das Herz weh, wenn er den armen Menschen das Letzte nehmen sollte.“ So heißt es in dem Buche, das in der Zeit von 1921—26 spielt. Es ist ein Schicksalsbuch, ein Zeitbild, herb und schwer. Das Geld regiert durch alle Regierungen hindurch. Nur ein vereinter Kampf aller Gutmeinenden unter Führung von Kraftnaturen kann helfen. Das erkennt man. Aber die Tat?

Klingt es nicht prophetisch, wenn die Worte aufwachten:
 „Eines Tages wird eine Faust gegen die Füße des tönenden Kolosses schlagen, der uns heute noch schreckt. Das braucht keineswegs eine Bauernfaust zu sein. Vielleicht ist es die Faust eines Arbeiters. Einerlei, es wird die Faust eines deutschen Mannes sein! Dann wird Deutschland aufhören, das Land Not zu sein!“

Das Buch ist wahrhaft als eine politische Tat von hohem sittlichen Mute anzusprechen. Ein Bekenntnis zum Ewig-kämpferischen im deutschen Menschen ist's, keine Programmbroschüre, sondern ein Zeitroman von Maß und Gewicht, Haltung und Rang! Eines der edelsten Kampfbücher gegen den Wahnsinn der Bindungslosigkeit, der Gleichmacherei, gegen Profitgier und Wurzellosigkeit, gegen die Zäune mancherlei Art: Geldzäune,

Machzäune, Parteizäune. Von der hohen Warte echten deutschen Menschentums ward es geschrieben. Die Sorge um sein Volk hat dem Dichter die Feder in die Hand gedrückt, „Liebe und Mitleiden haben ihn zum Verstehen geführt!“ Er ist wirklich in diesem Werke der Prediger des Siegwillens echter Notgemeinschaft, der Preisjäger vom Menschen des Einsizes.

Das aber ist das harsche, dröhnende Kampflied des Buches:

„Die Füße fest und eingerammt!
 Seht, wie der weite Himmel flammt.
 Er flammt in Blut und Feuer.
 Wir fahren auf dem Schiffe Not,
 und um uns braust der wilde Tod,
 doch Gott regiert das Steuer.

Was Bauer und was Arbeitsmann!
 Es helfe, wer da helfen kann,
 daß wir nicht gar erliegen.
 Die Scholle dampft, es knirscht der Pflug.
 Es ist der Schande nun genug,
 der Schande und der Lügen.

Wir stehen Mann zu Mann geschart;
 Das Aug' ist hell, die Faust ist hart,
 und unsre Pulse schlagen.
 Land Not, auch deine Nacht verrinnt.
 Heran, wer treu und wahr gesinnt!
 Bald wird der Morgen tagen.“ —

Den Reigen der hier geschilderten Art von Büchern möge das Erzählungswerk „Volk im Schmiedefeuer“ beschließen, das im reußischen Oberland in der Zeit von 1796—1815 spielt.

Das Buch kann als Weckruf gegen das spießerische Einschlafen bezeichnet werden; denn nur die Wachen und Unspießerischen können eine echte, lebendige Gemeinschaft bilden. „Es gibt keine Not, mit der unser Volk nicht fertig würde.“

Das ist der Glaube der besten in diesem Buche, voran der alte Hauptmann Vogel und dann der Müller von Walsburg, der am Schluß des Buches spricht: „Wären wir nicht Brüder geworden, wäre das Land nicht frei geworden!“

Immer, auch in diesem Werke, geht es Schröder um den Zusammenhang und um die Zusammenhänge, um das Volkwerden aus dem Kern heraus, aus dem Herzen.

„Wenn auch die Zahl wahrhaftig nicht nebensächlich ist, so liegt doch die Stärke ... nicht so sehr in der Zahl wie in den Herzen begründet.“

** (Anm.: der Direktor der Schokoladenfabrik Berger in Pößneck, Julius Neumann (1864—1923) erschloß sich.)

Dem deutschen Bauern verschrieb er sich

In dem Siedler-Drama „Wir werfen einen Brand“, das in Weimar im Oktober 1935 seine Uraufführung erlebte — fast sechzigjährig kommt Gustav Schröder erst zum großen Drama — sagt uns der alte Heidebauer und Kirchenvorsteher Lindholm, was er unter einem Bauern versteht: „Bauer, das ist so: Ein Stück Erde und ein Mensch darauf. Der arbeitet und buddelt und schindet sich, bis blutiger Schweiß seine Erde düngt. Das ist der Anfang und gibt den ersten grünen Halm. Und Mißernte und Viehsterben und all Elend kommt; aber der Mensch weicht nicht von seinem Boden. Lieber stirbt er auf seinem Boden. Das ist der Bauer!“

Dieses Bauernwesen, das sich vor Gott und dem Hofe verantwortlich weiß, will unser Dichter beispielhaft herausstellen. Er geht dabei durchaus nicht zimperlich vor. Das liegt dem wetter-eichigen Manne nicht. Er hält dem Bauern, wie überhaupt dem deutschen Menschen, ohne Umschweife und furchtlos den Spiegel vor. Er kennt das Unterirdische der Dorfwelt, daß zuweilen die „Eigensucht Mauern zwischen den Gehöften aufrichtet“ und daß es manchmal in der Tiefe wie in einem See rumort.

Das Ziel des Schröderschen Werkes aber ist, den Menschen auf

deutscher Erde zu zeigen, daß Heimatliebe und Treue, Gottglauben und rechtschaffenes Leben lebendige, schaffende Wirklichkeiten sind, die erkämpft und erlitten sein wollen, die aber auch wunderbar stark machen. Schröbers Bücher enthalten im Sinne eines neuzeitlichen Denkers ein Stück innerster „Mächte=Lehre“. Er ist ein Mann des kämpferischen Optimismus.

Volksgeist ohne gesunden, art=frohen Bauerngeist ist für ihn undenkbar. Der Bauer ist ihm ein Stück vom Mark des deutschen Lebens. Volksgestalt will Bauerngestalt.

Wer helfen will, ein Volk zu erhalten, muß in sich Gehalt haben. Begründet muß er sein. Um diese Menschengründung ringt er in seinen Büchern. Ich bin weit davon entfernt, Überschätzung zu üben. Aber was anerkennenswert ist, muß anerkannt werden. Schröber ist ein Mann der Gesamtschau. Und von der Gesamtschau aus betrachte ich sein Werk. —

Und die Wirkung seines Werkes? Wenige erfreuen sich einer solchen Wirkung wie er. Was aus Redlichkeit geboren ist, muß die Redlichen im Lande ansprechen.

Für ihn ist der deutsche Bauerngedanke ein Großkampfgedanke zur endlichen Gesundung und innersten Wehrhaftmachung des deutschen Lebens; für ihn ist es ein Teil des großen Reichsgedankens. Heilig=ernst meint er es damit. Das erleben wir auch in seinem Roman „Der Bauernentel.“

Um das wahre, das innere Bauer=sein geht es ihm. Aus dem bäuerlichen Wesensgrunde des Dichters ist Inhalt und Form des Werkes aufgestiegen. Gerade in diesem Buche erkennen wir, daß er keiner bäuerlichen Romantik nachjagt, sondern innerem Gesetze folgt.

Der Bauernentel erlebt die stille, aber mächtige Revolution des Blutes der Ahnen in sich. Auf die Berufung zum Bauern kommt es an, auf den der innersten Bauernwirklichkeit zum Leben und seinen Forderungen. Besonders in diesem Buche wird wieder ein Stück des Beziehungsreichtums Schröberschen Schrifttums zur neuen Zeit offenbar, hier zum Thema: Blut und Boden. Auch dieses Buch erschien vor der Erhebung. —

Im neuen Erbhofgesetz heißt es: „Bauer ist, wer in erblicher Verwurzelung seines Geschlechtes mit Grund und Boden sein Land bestellt.“ Dem gegenüber steht für das Erbhofgesetz der Mensch, der in seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit nur eine rein wirtschaftliche Aufgabe des Geldverdienens sieht.

Ich erinnere mich eines Gespräches mit Schröder vor vielen Jahren, das zum Gegenstande hatte: Bauer oder Händler. Und ich spüre jetzt noch, wie sein Inneres damals entflammte gegen die Spekulationsucht, der auch mancher Bauer zum Opfer fiel. (Mancher wurde wohl von der Not getrieben.)

Der Roman „Der rechte Erbe“ hat dieses Thema zum Gegenstande der Entwicklung. Joachim Knobler, der Erbe von Hoheneiche, ist gespaltenen Wesens. Der Krämer ist zu mächtig in ihm. Es ist schwer, das starre Erbfolgegesetz zu berennen. Da ist einer, der Bruder, der heilig „für Hoheneiche brennt“, dem der Bauernadel aus dem Wesen leuchtet, sturmboll aus ihm hervorbricht. Die Entwicklung geht dahin, daß schließlich das höhere Gesetz nach schweren Kämpfen doch den Sieg behält, wie ja in Schröders Büchern immer das höhere Menschenheitsrecht waltet, wie er sich meist die kämpferische Herstellung gestörten Gleichgewichtes angelegen sein läßt.

Also steht im Drama: „Wir werfen einen Brand“: „Wenn der Bauer seine Väter aus der Erde schreien hört, dann kommt das von Gott, und er ist mit ihm!“

Scholle und Heimat

„Rufen mußt du lernen!“ sagt Luther. Gustav Schröder hat es gelernt, indem er lange in sich und sein Volk und die Landschaft hineinlauschte. Ein Rufer zur Scholle ist er und gehört solchermaßen unter die wesenhaften Mahner zur deutschen Heimkehr. Er weiß, daß „es nicht möglich ist, alle deutschen Menschen zur Scholle zurückzuführen. Sie aber von der Erde aus denken und leben zu lehren, das ist möglich.“ Damit baut er sich mit seinem Schrifttum hinein in das organische Denken der neuen Zeit. Von jeher stand er in vorderster Front beim

Kampfe gegen das Maschinen- und Krämerdenken.

Ruf zur Scholle, Bauer oder Siedler, ist ein Ruf in den Kampf, vornehmlich beim Siedler. „Denn siedeln heißt siegen!“ Nur der Pack=an=Mensch wird Erfolg haben und der, der um die Unerbittlichkeit gegen sich selbst weiß. Der „Bauernsoldat“! Aus dieser härtesten Lebensschule gehen nicht die Schlechtesten der Nation hervor. Es sind die wahren Ja=Sager des Lebens. — Der Gedanke der Scholle weitet sich von selbst zum allgemeinen Heimatgedanken.

Zwei andere Bücher des Dichters seien in dieser Beziehung besonders genannt: „Die Flucht vor der Murmanbahn“, „Nach den Berichten eines Torgauer Husaren“, und das zweite „Heimat wieder Heimat“.

„Die Flucht von der Murmanbahn!“ Wie eine mächtige Ballade lieft sich das Buch, eine Ballade von deutscher Kriegsgefangenennot in Rußland, von Kraft und Treue, Kameradschaft und Heimweh des deutschen Herzens, von Überwindung graufiger Gefahren bis zur endlichen Heimkehr.

Man höre die folgenden Sätze aus den Schlußseiten des erschütternden, in einer klaren, starken Sprache dahinklingenden Buches. Es sind Worte, die uns alle angehen:

„Das Deutschland von heute ist undenkbar ohne seine lange, schwere Notzeit. Das Deutschland von morgen aber ist undenkbar ohne Glauben. Wir wissen, was Glaube vermag. Haben wir uns nicht wie die Zugvögel, einer heiligen, geheimnisvollen Stimme folgend, ohne Weg und Steg durch Sumpfland geschlagen, einen Schrei in den Ohren und im Herzen: Heimat! Durch Sumpfland und Felsgewirr hat sich unser ganzes Volk geschlagen, den einen Schrei im Herzen: Heim zu sich selber!“

Nun das andere Buch „Heimat wider Heimat“.

Es ist auf dem Kontrapunktischen aufgebaut. Ostfriesland steht gegen Thüringen: Ostfriesland in der Mutter — gegen Thüringen im Sohn, den es in die Heimat des Vaters, der ein Thüringer war, zurücktreibt. Das Geheimnis von Mensch und Landschaft webt durch das Ganze, die formende, mit Besonderheit füllende Kraft der Heimat, das Wunder ihrer Luft.

Wieder ein Sang von Blut und Boden! Und der Aufklang ist Verstehen. Kontrapunktik: Alles baut sich zur Fuge. Und ihr Name ist: Heimat.

Nimmt es wunder, daß ein Mann, der so mit der Seele der Heimat eins ward, nun auch ihre Schönheiten uns schildert in einer zuweilen ungemein fesselnden Bildhaftigkeit und mit einer Sprache, die emporgetragen wird von der reinen und leuchtenden Schwingungen des ergriffenen Gemütes! Besonders die Nachtbilder sind von einer Eindrucksmacht, die uns das Geschilderte lange nicht vergessen läßt. Ich pflichte Prof. D. Weinel bei, wenn er sagt: „Diese Nachtbilder gehören zum Schönsten, was in deutscher Dichtung in dieser Art zu finden ist!“ —

Man lese beispielsweise nur das Thüringer Winternachtserlebnis der Mutter Pimpfel in „Heimat wider Heimat“, dann in „Der Brochhof und seine Frauen“ die Kapitel aus des Torgräbers Tagebuch, die von den rauschenden Vogelheeren übern Moore handeln, oder die Schilderung einer Alpenlandschaft in „Schicksals Hände“! Schließlich denke ich an die Waldbilder in dem Roman „Um Mannes-Ehre“.

Ganze Kerle

Udalbert Stifter schreibt ungefähr ein Jahr vor seinem Tode: „Werden die Deutschen durch meine Schriften etwas körniger und höher, so habe ich meine Bürgerpflicht getan.“ „Körniger und höher“, wahrlich, das wird man auch an den Schriften Gustav Schröders. Und besonders an dem Roman „Um Mannesehre“ kann man es werden. Dort erlebt man in der Gestalt des Hauptner-Bauern das mannhafte Einstehen für Recht und Pflicht. Auch der Förster Schleinitz ist ein prächtiges Stück Hartholz. Eigentlich geht es nur um ein steiniges Ackerstück. Der Gegenspieler des Bauern-Aristokraten, eben des Hauptner-Bauern, ist einer, der „von der Fabrik und von der Stadt her denkt“. Die Rechtsbesessenheit des ersteren hat etwas von der Wucht des Michael Kohlhaas, nur mit dem Unterschiede, daß er sich im Augenblicke, da er eine schlimme Tat bege-

hen will, selbst zurückreißt.

Neben dem Haß und der Verbissenheit ist viel Liebe in dem Buche. Ein Kritiker hat recht, wenn er beispielsweise bei Nennung des Nachwächters, eines früher trunksüchtigen Lehrers, von dem „Pour le mérite aller Vergleiche“ spricht: „Es ist Wilhelm Raabes Art, einen verlorenen Menschen so herauszuheben, so das Menschlich-Wertvolle in ihm zu vergolden.“

Des Raumes wegen ist es nicht möglich, all die „ganzen Kerle“ aus den einzelnen Büchern aufmarschieren zu lassen. Ich kenne sie alle. Wahrlich, man fühlt sich wohl in dieser Kameradschaft.

In ihrer prächtigen Art helfen sie am Schröverschen Ziele, „ein starkes Geschlecht herauszustellen“. Diese Menschen im Werke unseres Dichters wissen davon, daß das Schicksal an sich nicht wichtig ist, sondern die Deutung seines Sinnes, gerade dann, wenn es hart ist. Dieser Sinn aber heißt: wachsen und tätig sein! Sich allem entgegenstellen, was Bosheit heißt, und wenn man dabei selbst zugrunde ginge! Um das gedeihliche Wesen kämpfen unter allen Umständen und in jeder Lage! Sich lieber zerstürmen als zermürmen lassen! Kampf ansagen denen, die immer nur „Hilfsstellung“ geben wollen aus weichlicher Liebe!

Adel der Arbeit

Es ist ein unbestreitbares Verdienst unseres Dichters, daß er den Niedergangerscheinungen des Materialismus, zu denen auch die entwürdigende Auffassung der Arbeit zu rechnen ist, mit Kühnheit und Klarheit stets seine Auffassung von Arbeit und Leistung entgegenstellte. Adel der Arbeit, Grundsatz der Leistung, das ist den Wertnaturen Schröverscher Prägung eine Selbstverständlichkeit. Eine Freude war's mir, dieser Tatsache in seinem Schrifttum nachzuspüren.

Sie stehen da in einer Reihe: Mann und Weib, Alte und Junge, Bauer und Knecht, Bäuerin und Magd, Pfarrer, Lehrer und Nachwächter, Offizier und Müllerbursche, Schuster und

Gutsverwalter, Arzt und Flößer und was sie sonst sein mögen, sie alle aus der Gemeinschaft derer vom tätigen Leben. Sie alle und wir dazu nickten dem Uhrmacher Heinrich Pimpfel aus „Heimat wider Heimat“ zu, wenn er spricht: „Arbeiten wollen und Geldverdienen wollen, ist nicht dasselbe. Ich will arbeiten und will verdienen, was ich brauche, und einen Sparpfennig will ich zurücklegen; aber zehnmal lieber will ich kein Geld haben als nur um Geld arbeiten!“

Frauen- und Muttergestalten

Nun komme ich zu einem der schönsten Kapitel in dem Werke Gustav Schrövers: seinen Frauen- und Muttergestalten. Es würde ein gar wesenhaftes und anziehendes Büchlein geben, ein echtes, rechtes Frauenbrevier, wenn ich von ihnen allen nach Herzenslust und wie sie es verdienen, ausführlich reden dürfte. Ich kann nur andeuten. Jedenfalls eines steht fest: Sie alle würden mit den Frauen und Müttern, wie sie uns Wilhelm Raabe schildert, herzens-eins sein. Auch unter ihnen ist manche Gottleuchte=Seele. Ich denke nur an die Leuthold=Mutter in „Der Herrgott und ein Mann“, an Christliebe in „Der Brockhof und seine Frauen“, an das Mariele in dem innigen und köstlich einfältigen Buche „Der Hohllofenbauer“, das leider hier nur erwähnt werden kann, an die Lisa mit dem schiefen Rücken in dem kleinen, aber innerlich so gewichtigen Buche „Die Pfingstbirke“, an Frau Hilde in „Flucht aus dem Alltag“, an „Räthe Werner“, an die prächtigen Weibnaturen in „Wir werfen einen Brand“.

Ob sie aus weicherem Holze geschnitzt oder Hartholz sind, wie die Brockhöferinnen, die „dem gebannten Walde um den Hof“ gleichen und die trotz hohen Alters hartes Brot kauen wollen, oder wie die Pimpfel=Ahne in „Heimat wider Heimat“, „die zwanzig Jahre gegen sich hart war“: sie alle sind Frauen, die „nicht übrig sein wollen“, die aus dem Verborgenen Menschen des Herzens irgendwie lieben und leben müssen.

Manche von ihnen ist „nie eine von den ganz Starken gewe-

sen. Ihre Stärke war das Liebhaben.“ Dort, wohin sie gerufen werden, Lebenshilfe zu leisten, in ihrem heiligen Frauenamte sich zu verzehren ist ihr Glück.

Gehen dir die folgenden Worte nicht auch ans Herz? (Ein Mann spricht sie): „Zuletzt wäre ich doch fehlgegangen, wenn ich nicht mein erstes Weib gefunden hätte. Sie hat mich auf den rechten Weg gebracht mit Geduld, Zuversicht und Stillesein. Förmlich Stützen hat sie mir unter die Arme geschoben. Ich habe die Stützen gebraucht und mich auf sie gelehnt. Die beste Stütze war sie selber. Langsam hat sie hernach eine Stütze um die andere weggenommen, weil ich sie entbehren konnte. Zuletzt ging auch die, und ich konnte stehen und gehen, nahm das Leben wie ein Mann.“ — —

Frauen begegnen uns, die das sprechen: „Dulden ohne Kampf ist Schwäche; sich aber dem Schicksal schweigend beugen, wenn die letzte Waffe zerbrach, das ist groß wie der Kampf selbst und ist zuletzt doch Sieg. Selten ist wohl Gottes Namen öfter mißbraucht als in dem: Wie Gott will!“ „Es ist bequem, sich hinter dem Herrgott zu verstecken.“

Sind solche Frauen nicht aus der Gefolgschaft der Gottfried-Keller-Mutter mit der „Ehrensache“ ihres Glaubens, sich erst mit Hand und Fuß selber gegen die Not zu wehren und dabei zu wissen, der Herrgott tut indessen das Seine?

Unseres Dichters beispielhafte Frauengestalten sind keine, die pathetisch die blaue Blume der Romantik vor sich her tragen. Heldinnen des Alltages sind sie — —

Frauennot und Mutternot ist dem Dichter Volksnot.

„Wer begreift es, daß wir unser Volk retten, wenn wir ihm seine Mütter retten?“

Auch in bezug auf die gesunde, urdeutsche Gestaltung des Frauen- und Muttertums tragen sein Bücher vorausweisenden Charakter.

Von Lebensweisheit und etlichen aus der Genossenschaft der Freunde

Ein Leichtes wäre es mir, aus den Schriften Schröbers ein gehaltvolles Büchlein Lebensführung zusammenzustellen.

„Du darfst mir glauben, daß ich einiges vom Leben weiß!“ sagt der Florian-Vater in den „Leuten vom Dreifaltale“. Ja, unser Dichter „weiß einiges vom Leben“. Er hat gut aufgemerkt in der eigenen harten Daseinschule. Aber er ist kein blasser Lehrmeister, sondern im Sinne Eckharts ein rechter und echter, vollsaftiger Lebensmeister geworden, wie es jeder wahre Dichter ist. Um das „rüstige, frohe Leben“ geht es ihm. Er hat verstanden, wo sich ihm ein bißchen Sonne darbott, sie einzufangen. Und nun ist es ihm eine Lust, das Segenslicht wieder aus sich hinauszuschicken in das Herz seines Volkes. Seine Lebensweisheit hat als Grund den heiligen Ernst, gewiß; aber nur der Heilig-Ernste kennt das heilige Lachen und weiße Lächeln, kennt jenen Humor, der Haltung aus Gläubigkeit ist, der sein sieghaftes Wesen aus seiner Gottverbundenheit nährt. Warum stehen Schröbers Gestalten so fest und mutig und fröhlich in ihren „Alltagschuhen“? Weil sie in allen Nebeln and die Sonne glauben, weil „Kampf ihnen Atem ist, ohne den sie nicht sein können“.

Was nützt eine Weisheit, wenn sie nicht das Herz mit Gegenwartsstärke und Wirklichkeitsfreude füllt? Am Ende kommt es doch darauf an, daß sie uns fähig macht, mit allem auf unsere Art fertig zu werden, mit dem Leben und dem Tode, daß sie uns die Augen öffnet für die echten Worte des Lebens, seine kampfwürdigen Dinge, daß sie uns lehrt, immer wesenhafter zu leben auf Ziele hin, die bei aller Daseins-Innigkeit als Kern das Ewige haben.

Der Kern der Schröberschen Lebensweisheit ist das Heroische, in dem das Heldentum der leisen Sohnen im Raabeschen Sinne einen nicht unbedeutenden Platz einnimmt. Ist es da Wunder, wenn unser Dichter den Herzens-Einfältigen, den Stillen und

Nicht>Alltäglichen seine besondere Liebe zuwendet, ob sie nun der „fröhliche Balthasar“ heißen oder „Dr. Franz“, der Schuster, aus der Nachkommenschaft Jakob Böhmes, oder Kirchenvorsteher Jahn oder Erdmann, der Gemeindegirte und „Satan“, und Valentin, der Dorfgräber, Erwine, die Magd, oder Agate, die Balsamhändlerin, Lehrer Siebert oder Philipp Engel, der Fiedler, um nur einige aus der Genossenschaft der Freude und Einfalt zu nennen. Wohl in jedem Erzählungswerke unseres Dichters sonnt sich das Wesen eines solchen Menschen in unser Gemüt, und der Rahmen seines Lebens ist doch oft nur lauter Dürftigkeit, oder gar ein Leid schattet über seinem Haupte —

Das alte Schulmeisterherz

„Lehrer Seidel machte sich ‚gemein‘. Die Kinder hingen an ihm, umtanzten und umsprangen ihn, er vervielfachte sich, scherzte, tröstete, feuerte an, hielt zum Schluß eine kleine Rede und hatte dabei, ohne daß er es selbst inwardurde, Bertha Neumanns Händchen in seiner Linken. Das Mädchen hatte ein Blumenkränzchen im Haar, sah zu ihm auf mit ihren großen blauen Augen, war stolz und schämte sich doch zugleich ein wenig. Es war ein so liebes Bild, daß niemand davon ungerührt blieb.“

Von diesem Bilde komme ich nicht los, wenn ich an unseren Dichter denke als den Freund der Kinder, wenn er still und froh daheim ist im „Kinderland“, wie er auch ein Bändchen Erzählungen benennt. Da leuchtet die tiefste Zartheit aus dem starken Manne auf. Wie ihm „das fröhliche Plaudern seiner Kinder ein Gottesdienst war“, so ist ihm das Erzählen von Kindern ein Stück Gottesdienst, voll eitel Licht und Freude. —

Alles zu seiner Zeit: Die Zartheit und das feste Wort! Wie wäre er sonst ein echter Schulmeister, dessen Katheder nicht auch der Ort des Bekennens wäre! „Lieber will ich Holzfäller sein, als meinen Jungen nicht den ‚Tell‘ so zu Gemüte zu führen, daß sie spüren: Das sind wir!“

Einen väterlichen Menschen, den Apotheker Kolbe, in „Volk im Schmiedefeuere“ läßt er sprechen: „Wenn ich mich nicht unwürdig meiner Väter erweisen will, dann habe ich die Pflicht, in junge Seelen das hineinzupflanzen, woraus allein einmal wieder Ehre und Freiheit erwachsen können, Demut vor Gott, Liebe untereinander und den Glauben, daß den, der sich nicht selber untreu wird, auch der Himmel nicht verläßt!“ —

Bewundert es, wenn er in seinen Büchern mit besonderer Liebe Lehrgestalten schuf? Wie schreiten sie einher, die Sonderlichen und Unwegigen, die Festen und Echten, die Herzenszarten und Pestalozzianischen, die Volksmänner und Vaterländischen! Sie alle würden miteinander eine seltsame Konferenz geben. Wohl könnte es sein, daß die Meinungen wie Fäden durcheinander schießen. Aber es würde doch am Ende ein sinnvolles Gewebe dabei herauskommen; viel Weisheit würde aufleuchten und unendlich viel Herzenswärme spürbar sein.

Der deutsche Schulmeister!

— — Es schließt sich der Ring — —

Gustav Schröder und das neue Deutschland

Mit der Welt Gustav Schröders sich verwandt fühlen, heißt, eins sein mit dem Kern-Deutschland.

Inmitten der Asphaltpresse vergangener Jahre haben sich seine Bücher behauptet. Nichts konnte ihn erschüttern, und nichts hat ihn erschüttert in seiner großen Verantwortung, die er seinem Volke gegenüber fühlte und mit einem Herzen voll Jugend heute noch fühlt. Ihm ist es immer um das Völkisch-Organische gegangen, um das Ziel, daß sich jedes Einzeldasein zu einem Größten in Beziehung setzen muß: zu seinem Volke. Aber immer wieder steht auch die Wahrheit mit unverfälglicher Strahlkraft da: Nur der, der sich auch wahrhaft zu Gott in Beziehung setzt, vermag sich zu seinem Volke in wirkliche Beziehung zu setzen; das ist die des heiligen Dienstes, des Opfers bis zum Letzten.

Immer wieder sagen unseres Dichters Bücher: Das Leben ist Front! So oder so und auf jedem Platze! Beharrung oder Angriff! Jedes will sein Heldentum!

Darum, wie der leider zu früh heimgegangene Philosoph Krannhals, einer der edelsten Vorkämpfer des Dritten Reiches, sagt: „Auf den Gabentischen des neuen Deutschland darf einer nicht fehlen, einer, der Vorkämpfer gewesen ist ... Das ist Gustav Schröder! Der Heimatdichter, der Bauerndichter, der sich nicht nur einen Platz im Herzen vieler deutscher Menschen, vieler deutscher Bücherleser geschaffen hat, sondern der ein Führer gewesen ist zum Herzen der Heimat, zu Scholle, zum deutschen Menschen, ein Führer, dessen Hand wie eine Freundeshand Tausende und Abertausende ergriffen hat, die, ohne es fast zu merken, aus dem Literatentum heraus an den gesunden Quell, an den ewigen Born des Volkes geführt wurden.“ — —

Der Dichter selbst aber möge zum Schluß das Wort haben aus seinem Buche „Heimat wider Heimat“: „Ein Mann muß stärker sein als das Leben. So zwingt er's. Anders nicht!“

Der Dichter im Urteile von Zeitgenossen

Ottomar Enking:

Ich schätze Gustav Schröder als einen der gemütvollsten Dichter, die wir haben. Er hat sich durch alle Wirrnisse der Zeit hindurch ein frommes, gläubiges Herz bewahrt und empfindet namentlich mit unserem Bauernvolke so innig, daß er imstande ist, des Landmannes Freuden und Leiden auf das Anschaulichste zu schildern. Er liebt die Scholle, und aus dieser seiner Erdverbundenheit sind seine besten Werke entstanden. Schlicht und natürlich ist seine Sprache, er gibt sich nie andern, als er wirklich denkt, und in seinen Erzählungen herrscht überall Spannung. Weil sein Schaffen ihm vom Herzen kommt, so dringt es auch zum Herzen des Lesers, und seine Bücher hinterlassen alle eine starke, bleibende Erinnerung.

Hans Frank:

Gustav Schröder kann für sich in Anspruch nehmen, daß er zu einer Zeit, in welcher der deutsche Bauernroman sehr niedrig im Kurs stand, unbeirrt und unentwegt geradeaus gegangen ist. Er, der als Letzter seine Bücher überschätzt, woraus allerdings noch keineswegs das Recht folgt, daß auch andere, insbesondere Geister geringen Grades, sie unterschätzen dürfen, Schröder hat sich mit seinen dichterischen Werken ebenso von der früheren Unterbetonung wie von der gegenwärtig vielfach anzutreffenden Überbetonung des bäuerlichen Menschen frei gehalten. Seine Bauern waren nicht nach Weise der naturalistischen Romane tierische, von der Umwelt abhängige, untermenschliche Wesen, noch gar waren sie nach dem Brauch der kirchturmseeligen Heimatromane buntangemalte Salonpuppen. — In gleichem Maße ist Gustav Schröder dem Fehler, der heute in den Blut- und Boden-Romanen gang und gäbe ist, das innere Wesen der Bauern zu überhöhen, durch seine gesunde, ehrliche Natur entgangen. Nicht mythische, halbgöttliche Urwesen treffen wir bei ihm als Bauern an, sondern Menschen mit alle ihren Fehlern, mit ihrer Begrenzung, mit ihrer Erdgebundenheit; aber auch mit ihrer Gläubigkeit, ihrer Tapferkeit und ihrer sich im stillen, stummen Kampf gegen die Widermächte der Natur und des eigenen Innern immer und immer wieder bewährenden Größe. So sind die Bücher Gustav Schröders zwar keine Speise für die Festtage der Seele; doch in den sehr viel zahlreicheren und notwendigeren Tagen der Arbeit vermögen sie uns zu nähren wie kräftiges, kernige Bauernschwarzbrot, dem nicht um des lieblichen Geschmacks willen wichtige, auf die Dauer unentbehrliche Nährkräfte entzogen sind.

Wilhelm Lobsien:

Lange bevor man von Blut und Boden, von Erd- und Schollenverbundenheit sprach, stand bereits mitten unter uns

einer, ein Dichter, Gustav Schröder, dem das alles so selbstverständlich war und der in all seinen starken, lebendigen Werken zeigte, daß die Kraft des Einzelnen wie der ganzen Nation nur aus dieser tiefen schicksalhaften Verbundenheit der Seele mit der alten Mutter Erde heraussteigt und daß nicht nur des Volkes wirtschaftliche Stärke, sondern — was noch wichtiger ist, seine sittliche Erneuerung immer wieder diesem Born entquillt. Mit großer dichterischer Kraft, in einer Sprache voll Tiefe und Innerlichkeit, mit dem heiligen Ernst eines Dichters, der sich zum Volkserzieher berufen fühlt, hat dieser thüringische Künstler in vielen Dichtungen immer wieder Leben und Schaffen deutscher Bauern gestaltet, ihnen selbst damit einen Spiegel ihres Seins und Tuns vorgehalten und wiederum diese Bauern in all ihrer Arbeit und Mühe, ihren Sorgen und Nöten, ihrer Treue und Unermüdllichkeit vor uns alle hingestellt: Seht, so sind sie, bestes deutsches Gut, Träger deutscher Zukunftshoffnung. — Immer, wenn man die besten Gründer deutschen Bauerntums nennt, wird man Gustav Schröder an erster Stelle nennen.

Auguste Supper:

Gustav Schröders Schaffen möchte man in unserem Schrifttum nicht missen. Es stellt in seiner Weise am deutschen Wesen das heraus, was für den Oberflächlichen, den Unkundigen oder Böswilligen — und davon gibt es heute draußen in der Welt viele — unbeachtet bleibt oder als „das deutsche Gemüt“ geringgeschätzt und verspottet wird, was aber wir selbst als eine der stärksten Quellen unserer Kraft und Eigenart empfinden und einschätzen gelernt haben.

In Gustav Schröders Büchern lernt man deutsches Gemüt ohne Anführungszeichen kennen, dieses selbstverständliche Leben aus der Tiefe der Seele heraus, das mit dem, was gemeinhin Sentimentalität heißt, nicht das Geringste zu tun hat, dafür aber um so mehr mit echter Empfindung, mit ungeschminkter Wahrhaftigkeit, mit dem Mut zur Reinheit, zur Treue, zur

Schlichkeit, die alle jene Bocksprünge verachtet und entbehren kann, die heute noch da und dort beliebt sind, um „Glanz der Erzählergabe“ vorzutauschen, die aber eine neue Zeit und ein neuer Geist auf den Aussterbeetat setzt.

Professor D. G. Weinel, Jena:

Es ist mir eine Freude, Gustav Schröder zu seinem 60. Geburtstag öffentlich herzlichen Dank für sein Werk und herzlichen Glückwunsch sagen zu dürfen. Nachdem mir wie ihm Thüringen zur zweiten Heimat geworden ist, fühle ich vielleicht besonders stark, was er von dem schönen Land und seinen freundlichen Bewohnern gewonnen und wie er ihnen dafür gedankt hat. Denn so weit und oft sich seine Bücher auch in die allgemeinmenschlichen Fragen erheben — im „Heiland vom Binsenhofe“ hat er sogar an das allerletzte, das Heilandleben, gerührt —: Thüringen und seine Menschen sind Gustav Schröder nicht nur Landschaftshintergrund und Träger allgemeinmenschlicher Probleme und Ideen. Er ist immer tiefer mit dem Lieblichen und mit dem Gewaltigen, mit der Schönheit wie mit der Armut dieses Landes innerlich verwachsen und aus dieser Verbundenheit gewachsen. Und die Thüringer Bauern haben ihm Lebenswirklichkeit und Kraft und Weisheit geschenkt für sein Dichten. Dafür hat er unserm Land gedankt mit einigen der schönsten Schilderungen, die von Thüringer Landschaft je gemacht worden sind — vom rasenden Eisgang auf der Saale, vom Gewitter, das die Täler durchtobt und zerstört, aber auch von der stillen Schönheit der Felder und der klaren Ruhe der Abende an den Plothener Seen. Und er hat den Thüringer Menschen die Würde und Heiligkeit ihres Bauerntums und den Ernst und die Größe schlichter Arbeit in vielen Berufen kräftigend und erziehend vor die Seele gestellt. Wie sollte unser ganzes Land in ihm nicht nur einen großen Lehrer erkennen und dankbar sein für seine Bücher, die durch tausend starke gute Worte sein Wesen gestalten helfen und seine Würde dem ganzen deutschen Volke verkünden?

Heinrich Zerkaulen:

Lieber Gustav Schröder!

Es war an einem der frühen Frühlingstage, die noch ein wenig nach verspätetem Herbst schmecken. Einer der Tage, an dem man nach langer Wanderung gerne einen warmen Grog trinkt. Wir kehrten ein, irgendwo im Frankenwalde. Es war ein Wirt da, der sammelt altes Zinn und verschenkt einen guten Tropfen. Und plötzlich spricht er von Gustav Schröder und seinen Büchern. Dieser Wirt besitzt eine Bibliothek, die auch den Gästen zur Verfügung steht. Und ihnen ist der Gustav Schröder so vertraut wie dem Gastwirt. Sie haben ein feines Gefühl, diese abseitigen Menschen, für Kunst, die aus dem Boden wächst, für eine Dichtung, die in ihr Herz hineinreicht wie der fromme Wechsel der Jahreszeiten. Sie unterscheiden sehr genau, diese abseitigen Menschen, zwischen gewollter und gekonnter Dichtung, zwischen natürlicher und gekünstelter Gestaltung. Der Besitzer des kleinen Gasthofes hat sich die kostbaren Stücke seiner Zinnsammlung in langen Jahren des Lebens selber nach und nach zusammengeholt, er ist kein gelernter Kunstsammler und weiß doch Bescheid in seinem Fach wie nach jahrelangem Studium. Er kann jedes Stück seiner Sammlung mit liebevollem Eifer beschreiben. Und inmitten seiner Sammlung stehen Ihre Bücher, lieber Gustav Schröder. Es mag ein Zeichen dafür sein, daß man Ihrem Werk nachspüren kann, als suche man aus überkommenen Schätzen des Volkes nach einem wertvollen Stück, das uns Seele und Haus schmückt zur Freude für die Gegenwart, zur Mahnung für die Zukunft.

In herzlicher Verehrung
Ihr Heinrich Zerkaulen.

Die bunte Schale



Erlesenes aus des Dichters Werk

Glaube und Liebe

Ich lebe und sterbe auf meiner Väter Glauben; aber ich weiß, daß der Andersgläubige mein Bruder ist und daß ich ihn wohl drüben wiederfinden kann. Die Kirche wird sich wandeln; der Glaube wird bleiben. Glauben ist ein Sein.

*

Man muß Gott nicht immer mit Posaunen und Trompeten anbeten wollen, auch der Schmetterling lobt und verkündet ihn.

„Die Leute aus dem Dreifaltale.“

*

Man soll Gottes Wort nicht immer nur nach dem bloßen Texte nehmen. Der Geist macht es.

„Der Herrgott und ein Mann.“

*

Lehren kann das Beten einen die Mutter. Lernen muß man es im Leben.

„Der Schulze von Wolfenhagen.“

*

Und doch war es himmelweit von Rechnen und Berechnen entfernt, als der Bauer niederkniete und die Hände ganz tief in den goldenen Weizen grub. Es war — Gottesdienst. So langte er tief hinein in des Herrgotts Herz, und ob es sich auch nicht formte, ja nicht einmal in den Bereich des Sagbaren hereinragte, der Bauer griff andachtsvoll die goldenen Sonnenstrahlen, die das Jahr über gefunkelt, ließ sich den fruchtbaren Regen über die Hände rieseln, trank die heiligen Kräfte Himmels und der Erde in sich hinein, als er, ernst verklärten Gesichts, die Arme bis über die Ellenbogen in die Weizenkörner grub. Er liebte die Frucht, liebte in ihr seine Scholle und sah von

unnten herauf demütig dem Herrgott in die Augen.
Gottesdienst auf dem Getreideboden!

„Der Hohllofenbauer.“

*

Wer die Liebe nicht hat, der hat keine Religion, und wer behauptet, er glaube, und hat die Liebe nicht, der lügt. Im Liebhaben steht die Menschheit noch in den Kinderchuhen; aber einst muß der Tag kommen, da sie mannhaft wird. Sie schwärzen von Liebe und haben keine Vorstellung von ihr. Die Liebe allein schlägt das Elend tot, welche Gestalt es auch habe. Die Liebe ist das gesunde Frühlingsleben der Kultur. In ihr wächst die Menschheit aufwärts. Du mußt es recht verstehen. Die paulinische Lehre lautet: Die Liebe trägt alles, sie duldet alles. Das ist das Martyrium des einzelnen, das ihn erhebt, indem er es trägt.

„Die Leute vom Dreisatale.“

*

— Manchem scheint der ein Töffel zu sein, der langsam graden Weges geht. Ich habe mir das so zurecht gelegt, daß ich meine Arbeit tue, wie sie der Tag bringt, und daß ich aus den Tagen herauschlage, was ich kann, weil ich Kinder habe, und weil ich ein Mensch bin. Ich kann nicht über mich hinaus. Daran ist der Herrgott schuld. Der Bismarck baut über uns alle hinaus. Dafür ist er der Bismarck. Von dem werden die Leute in tausend Jahren noch reden. Was hat er davon? Von mir reden sie keine zwanzig oder dreißig Jahre. Ich habe gerade so viel wie er. Einen ehrlichen Namen mit ins Grab bringen, nicht schuld sein, daß eines verzweifeln muß und zum Stricke greift oder an gebrochenem Herzen stirbt, vor den Herrgott treten: Da bin ich. Ich hab's gemacht, so gut, wie ich konnte, nun mach's du mit mir, wie du mußt. Das ist mein Leben — —

„Der Schulze von Wolfshagen.“

*

Die Idee, die große sittliche Idee, die den Menschen zugleich befreit und bindet, ist sie nicht das Leben selbst, das ungelesen pulst, das keinen Widerstand kennt, das nur eines weiß — sich selbst!

Siegen kann nur, was groß, was geistig, was sittlich ist.
In einer Skizze „Mein größtes Erlebnis“.

Heimat

Heimat ist da, wo die Blutströme ihren Ausgang nehmen.
„Der rechte Erbe.“

*
Grund ist Grund! Für die Geldtasch'n, joa; fürs Herz nit, nie nit!

*
S' größer d' Noat, f' größer d' Hoamatliab!

*
A Woag nehmt's und af oan Seit legt's a Geld, vuil Geld, vall's, und af de anderm Seit vons von inderne Herzen, a vanzigs, und s wiegt schwerer. Dös is ins de Hoamat.

Der Leitnerbauer in dem bayrischen Volkstück „Im de Hoamat“

*
Tausend Jahre haben die Menschen hier Glauben und Liebe und Treue und Treue und Tapferkeit in die Erde gesät. Und die Saat sollte nicht aufgehen? Sie sollte nicht aufgehen in denen, deren Leiber aus dieser Erde wurden und zu ihr zurückkehrten? Des Landes lebendige Seele sollte nicht hineingeboren werden in die Menschen, die hier ihren ersten Schreitun? Sie sollte nicht rauschen in ihres Blutes Strömen?

„Heimat wider Heimat.“

*
Augen haben für die Nähe! Sie ist voller Wunder, wenn man die törichte Selbstverständlichkeit ausscheidet. Es ist keine Selbstverständlichkeit, daß der Apfelbaum grünt, daß der Dornbusch seine Blütenhände ausstreckt und der Schmetterling im Sonnenschein gaukelt. Es muß nicht geschehen mit der Regelmäßigkeit der Uhr, die unter Federdruck und Federhemmung die Stunden abhaspelt, daß die Glockenblume nach im Winde rauschen. Dahinter liegen Kämpfe; das Leben rang und

— siegte. Wunder sind es, und du nimmst sie für Selbstverständlichkeiten. Dies Ahnen des siegenden Lebens, das macht die Augen weit, macht das Herz dankbar, jagt das Sehnen in die Weite hinein, weckt das frohe Daheimsein und schafft einen Reichtum, vor dem des Goldes Glanz verblaßt. So wachsen die Menschen ganz tief in Heimerde hinein, lassen der Ferne gern Ehre und Genuß und dünken sich doch nicht klein und arm.

„Die Flucht aus dem Alltag.“

*

Der Heimkehrer spricht:

Was unter unseres Führers wegfundiger und zielsicherer Führung geschehen ist, es ist die Heimkehr eines Volkes zu sich selber. Dies Volk hatte sich verirrt, genau so wie wir in Finnland und Norwegen. Als aber einer die Fahne der Ehre, des Mutes, der Selbstbesinnung aufpflanzte, da sah es diese Fahne fliegen und kämpfte und glaubte sich zu ihm hin.

Gott lasse die Fahne in Ewigkeit wehen!

Um uns spielen unsere Kinder. Was wir erlebten, ist erst zwei Jahrzehnte her, und doch mutet es uns selber schon an wie eine Sage. Deutsche Heldensagen aber sind der starke Quell, aus dem sich deutsche Jugend immer Gesundheit trank. Daß sie auch aus unserem Erleben Mut, Treue, Glauben trinke, daß sie wie wir immer den Schrei der heiligen Heimerde in das Ohr und Herz vernehme, daß sie bereit sei, alles zu opfern für deutsche Ehre und Freiheit, das ist unser Wunsch, und das ist zugleich die Verpflichtung, die unsere Toten und wir Lebenden der deutschen Jugend auferlegen für alle Zeit.

„Die Flucht von der Murmanbahn.“

Um die Volksgemeinschaft

Die Not erst offenbart der Menschen Art ganz. Es ist herrlich, wenn mitreißende Begeisterung Millionen über sich selber durch die Liebe, die eine unbezwingbare Einheit schafft. Wenn unser Volk es wieder vermag, seine Millionen Taus auf-

gehen zu lassen im großen Wir, dann schmiedete es sich den Ring, den es hält. Der Ring aber ist die Liebe zum Nächsten und zum Volk. Die ist nie schwach. Die siegt, und stirbe auch ihr Apostel.

Gedanken zum „Seiland vom Binjenhofe“.

*

Man muß die Kinder so erziehen, daß sie wissen, woher sie kommen, nicht denken, sie stünden allein und hätten nicht mehr zu verantworten als sich selber!

„Heimat wider Heimat.“

*

Der Bauer weiß es so: Der Baum da muß mir gehören, mir die Scholle meiner Väter, mein sein muß die Saat, mein die Ernte, mein ich selber, und alles, wenn es nottut, für das Vaterland. Der Bürger so: Mein ist die Stadt mit ihren Toren und Wällen. Die hat mein Vater mit gebaut, und ich habe sie zu erhalten. Mein ist die Werkstatt, mein die Ehre der Stadt, und alles, wenn es nottut, dem Vaterlande. Beide: Frei ist das Volk, das sich sein Gesetz aus sich selber schafft und nicht fremdem, das ihm nicht gemäß ist, gehorchen muß, das seine Söhne und Töchter sich selber gebiert und nicht einem Tyrannen, daß seiner gottgegebenen Art lebt, frei das Volk, das ohne Scham das Urteil der Enkel erwarten darf. ***

„Volk im Schmiedefeuere.“

*

Grete Frieders hat früher einem Verein junger Leute angehört, in dem es ganz vernünftig zugeht. Ich bin auch schon dreimal dort gewesen, und einmal sagte einer, es käme eine Zeit, in der die Leute ebenso aus der Stadt hinauszuziehen würden, wie sie jetzt hineindrängen. Vielleicht hat er recht. Ich glaub's nit, aber ich kann da halt noch nit viel mitreden. Was ich mir denken könnte, wäre, daß es unter den Bauern gang und gäbe würde, ein Jahr lang in die Stadt zu gehen. Nit mit vollem Geldbeutel, sondern als Arbeiter. Das dürfen aber nur Kerle sein, die ganz feste Bauern sind. Nit zu jung, sondern über die Zeit hinaus, in der sie den Schürzen nachlaufen. Und in der

Stadt sollten vernünftige Herren solche Arbeiter, die das Herz auf dem richtigen Fleck haben und nit kommen, um den Bauern aus seinem Boden zu reißen, ein Jahr lang auf das Land gehen lassen, auch als Arbeiter. Es können von beiden Seiten her nur taftfeste Leute in Frage kommen, und selbst dann wird's nit immer ganz glatt gehen. Das wäre, was ich weiß. Im übrigen soll man das Land nit zur Stadt und die Stadt nit zum Lande machen wollen. Wir haben gewonnen, wenn sie hüben und drüben begreifen, daß es nit gegeneinander, sondern nur miteinander geht.

„Der Hohllofenbauer“.

Nur eines wird unser Volk immer wieder brauchen: die Not. Niemals ist es guten Tagen auf die Dauer gewachsen, aber es gibt keine Not, mit der es nicht fertig würde. Die Ernte, die wir heimzubringen uns anschieken, wuchs aus Not.

„Volk im Schmiedefeuer“.

<*** Anm.: Dann wäre das deutsche Volk heute gewiß nicht frei, wenn es

Der deutsche Bauer

Je größer die Not, je schwerer die Arbeit, je unsicherer ihr Erfolg, um so größer die Liebe des Bauern zu seinem Felde, um so größer die Treue gegenüber Stand und Heimat. — Da, wo ein waldreiches Hochland die Brücke schlägt von der oberen Thüringer Saale zum Frankenwalde, liegen die Dörfer und Ackerbürger-Städtchen zwischen fünf- und siebenhundert Metern hoch. Nicht genug damit, daß die Winter härter und länger sind als in der Ebene, daß die Stürme lauter brausen, die Gewitter mächtiger toben und Hagelschlag nicht zu den Seltenheiten gehört, der Boden ist arm und kalt und steinig. Wir sind im Gebiet der geschieferten Grauwacke, die bei Lehesten in weltberühmten Brüchen abgebaut wird. Der ganze felsige Untergrund ist innerlich zerrissen, und Millionen kleiner

Schieferplatten liegen auf den Feldern. Seit Jahrhunderten lieft Geschlecht auf Geschlecht das Schiefergestein vom Boden auf und türmt es an den Felldrainen zu langen Halden, aber es werden der Steine nicht weniger. Immer wieder reißt sie der Pflug heraus, und es ist förmlich, als stieße sie der Untergrund, alles menschlichen Bemühens spottend, empor.

Erschütterter steht man vor der unentwegten Treue, die hier seit über einem Jahrtausend der Erde ihre Frucht abringt.

Die Saat muß reichlich bemessen werden, die Ernte ist karg. Handsaat ist zwar ziemlich, aber noch nicht ganz verschwunden, und das Bild, das den Vätern gewohnt war, der Bauer, das Sätuch umgeschlagen, mit gemessenen Schritten das Feld überquerend, die Körner mit breiten Würfen ausstreugend, hier bietet es sich noch dar. Freudig und gläubig sinken die Körner, und ihrer viele, ach so viele, sterben. Was aber zwischen den Steinen hindurch den Weg zur Erde findet oder vom Regen, auch wohl vom Wind, vom Stein herab auf die Erde gelegt wird, das hat seine Heimat gefunden und erfüllt seine Bestimmung. Nach einer harten Prüfung jedoch ist es ausgesetzt. Die Egge geht über das Feld, wälzt die Steine hin und her und deckt viele der Körner mit kleinen, flachen Platten zu. Es schadet nichts, ist im Gegenteil gut; denn die Steine schützen den Boden vor allzu starkem Austrocknen. Wenn das Körnchen nur Erde unter sich hat, mit dem Steine über sich wird es fertig. Mutig und gläubig beginnt es seinen Kampf***, und eines Tages spißt das Hälmlchen neben dem Stein heraus, der seine Würzelchen deckt; die Saat grünt und wächst, das Getreide blüht und wird reif. Es trägt nicht achzig- oder hundertfältige Frucht. Wenn der Bauer auf den Morgen acht Zentner baut, ist er zufrieden, baut er zehn Zentner, schätzt er das Ergebnis als eine gute Ernte, und beschert ihm der Himmel gar zwölf, dann holt er sein: Nun danket alle Gott, am Erntefeste ganz fest aus der Tiefe herauf. Ich weiß aber auch von Landstrichen im Thüringerwalde, auf denen die Erträge zwischen vier und sechs Zentnern je Morgen schwanken.

In jedem Falle sind sie bescheiden, sind Mühe und aufge-

wendete Kosten gering gelohnt. Hier nun beginnt das erste Problem, das eine, Gott sei Dank, vergangene Zeit auf ihre Weise lösen wollte, weil sie den Bauern nicht kennen mochte. „Aufforsten“, hieß die eine Parole, „nach Kanada auswandern“, die andere. Beides falsch, grundfalsch. Der Bauer kann und darf des Rechenstiftes nicht entraten, aber immer hat bei der Lösung bäuerlicher Fragen neben dem Hof das Herz stark und laut mitzusprechen. Und das Herz sagt nein und hat recht. Je größer die Not, um so größer die Liebe und Treue. Hier, wo jeder Halm ein Triumphgesang im siegreichen Kampfe ist, wo jedes reisende Ahrenfeld ein lautes Halleluja singt, wo die weltferne Stille ihre Predigt hält, hier steht der Bauer stöhnend vor seinem, vom Hagel zusammengedroschenen Felde: Das arme Feld! — nicht: Der Schaden! — redet er noch vom lieben Gewitter, setzt er die Sense mit einem: In Gottes Namen! an. Anspruchslose Menschen, die an das Leben wenig, an sich selbst aber höchste Forderungen stellen. Und was haben diese Menschen, modern im guten Sinne in ihrer Betriebsweise, und rückständig, wiederum im guten Sinne, in ihrer Art und Lebensführung, was haben sie aus ihren Äckern gemacht! Vierzig Jahre kenne ich sie, fünfundzwanzig Jahre habe ich mit ihnen unmittelbar Freund und Leid geteilt. Sie haben die Forderung der Erzeugungssteigerung aus sich heraus erfüllt, lange bevor sie gestellt ward. Seit Jahrzehnten sind die Erträge immer besser geworden, die Höchstgrenze ist im allgemeinen wahrscheinlich erreicht. Dieser fraglose Fleiß, verbunden mit einer schlichten Frömmigkeit, inniger Heimatliebe, ebenso tiefer Liebe zu Volk und Vaterland, sie sind Garanten einer Zukunft, wie sie der Führer erstrebt, wie sie sich aber niemals mit einem im amerikanischen Sinne industrialisierten Bauerntum würde erreichen lassen.

Ich kenne das Bauerntum fast ganz Deutschlands. Was von den Bauern der einsamen Höhendörfer an der Thüringer Saale gilt, gilt, Gott sei Dank, noch ganz allgemein, d. h. das Bauerntum hat die Zeit der Überfremdung ohne nennenswerten Schaden überstanden, weil es sich seine Kraftquellen in

gesunder Abwehr einfach nicht verschütten ließ, so sehr auch an ihm gesündigt wurde. So vermag es zu bleiben und wird immer sein der Jungbrunnen des deutschen Volkes.

(Handschriftlich.)

*

Alles kann der Mensch verlieren, aber das Vertrauen zu sich selber darf er nicht verlieren. Was soll aus ihm werden? Er sieht alles unter einem grauen Schleier. Wehe dem Bauern, der bei der Saat an kommenden Hagelschlag denkt. Der Sämann ist verloren, dem in dem Augenblicke, da ihm die Körner aus der Hand sinken, Hoffen nicht zum Glauben ward. Das Feld kann nur helle Bauernaugen brauchen, die weit auslangenden Augen, die in die Tiefe sehen, in der sich die Wurzeln nähren, und in die Höhe, aus der der Segen strömt. Schreibt der Bauer nicht dem Herrgott unmittelbar in die Hand? Das kann nur mit festen Fingern geschehen. Zitternde Finger schreiben eine krause Schrift, und die kann weder der Herrgott noch der Mensch lesen.

„Der Hohllofenbauer.“

*

Als Endlösung sehe ich es an, daß das deutsche Volk unter Führung eines starken Bauerntums wieder anfängt, von der Erde aus zu denken, zu fühlen und zu handeln. Es ist sich selbst, seinem Wesen, seiner Art, untreu geworden, es muß wieder zu sich selbst zurückkehren. Unsere Stärke liegt im Herzen, nicht im Verstande. In einer erdgebundenen gesunden Idee wird man das deutsche Volk einigen können. Sie herauszustellen und zu leben, das ist die Aufgabe des Bauerntums.

„Die Siedler vom Heidebrinkhose.“

*

„Was heißt Bauer sein?“ Das heißt: ein Mensch sein, der die Erde liebt und ihr dient, dem das Herz bricht, wenn ihm die Ernte verhagelt, nicht weil er Geld verliert, sondern weil er sie liebt. Ein Mensch ist der Bauer, der hinter seiner Scholle zurücktritt — sie ist sein Herr, nicht er der ihre — einer, der aus Gottes Hand lebt und den Plunder verachtet, um den ihr

euch um euch selber bringt.

„Land Not.“

*

Ich weiß, daß, wo die Laternen immer besser brennen, die Säle immer größer werden, die Menschen immer mehr sich nur auf das verlassen, was sie erfunden und gelernt haben, und immer weniger ihre Tage aus Gottes Händen nehmen, und so will ich sagen, ein Bauer ist ein Mensch, der immer mit dem Herrgott zusammen am Tische sitzt, ihm nach den Händen und in die Augen sieht und gar nichts weiter tut, als was er ihn tun sieht, anfängt zu säen, wenn Gott sät, erntet, wenn er erntet, sich nicht fürchtet, weder vor anderen noch vor sich selber, wenn die Nacht kommt und der Mensch einsam ist, seine Arbeit tut, wie es ihm sein Inwendiges befiehlt, froh ist, daß er arbeiten darf, eines Tages ganz still zurücksinkt wie der Baum, wenn seine Zeit da ist.

„Der Herrgott und ein Mann.“

Vom rechten Schaffen und Wirken

Frei gehe jeder; aber er sei gebunden an das Gute!

„Der Heiland vom Binsenhofe.“

*

Je mehr Maschinen, um so mehr Geld, aber um so weniger Herz. Kein Zimmermann hat früher den ersten Beilhieb ohne Gottes Namen getan, kein Schuster das Leder zu einem Paar neuer Schuhe ohne ihn zugeschnitten. Man kann noch mehr sagen. Kein Bauer hat den ersten Hieb in das reife Getreide ohne Gott getan, keine Bauersfrau ein Brot angeschnitten, ohne das Kreuz darüber gemacht zu haben. So was hat doch seinen Wert. Natürlich schmeckt das Brot auch ohne das Kreuz ebenso gut, und es wird mit dem Kreuze eben so schnell alle wie ohne, aber daß man seine Hantierung mit Gott macht, darauf kommt es an. Und geschieht es zehnmal ohne Nachdenken, so denkt man doch das elfte Mal nach. Wer dabei gewinnt, das kann man schwer sagen. Ich denke, alle beide. Ganz gewiß aber gewinnt

der, der es tut. Man hat heute den Herrgott nicht mehr so neben sich wie früher. Weil ich das weiß, darum gebe ich jeder Arbeit ein Bündel guter Wünsche mit auf den Weg und schäme mich auch nicht, das zu sagen. Es lacht selten einer darüber. Auch die jungen Burschen und Mädels lachen nicht.

*

Ich habe noch immer gesehen, daß man einem Menschen, der seine Arbeit mit Gott macht, mehr traut als einem, der dabei flucht. Und, du, es bleibt etwas hängen. Das lasse ich mir auch nicht nehmen. Es bleibt sogar mehr hängen, als man denkt. Ihr baut Häuser. Ist es ein Wohnhaus, dann werden darin Menschen geboren und sterben Menschen. Beides geschieht dem Menschen im Leben nur einmal. Ist dies eine Mal aber ohne Gott, dann ist es gefehlt. Und so denke ich mir, daß wenn ihr den Baum mit den Bändern auf den Giebelbalken setzt, ihr doch gar nicht anders könnt als denken: Herrgott, sei mit denen, die da im Hause geboren werden oder sterben, und wenn ihr die Balken für die Haustür setzt: Halte deine Hände über allen, die da aus- und eingehen. Ich mache Schuhe. Und wenn ich weiter nichts mache, als eine Sohle aufnageln, dann sehe ich mir den Schuh an. Es ist ein Kinderschuh. Junge oder Mädels, reiße die Sohle gesund herunter. Ich habe ein Paar Mädels- oder Burschenschuhe unter den Händen: Gebe Gott, daß du darin keinen schlechten Weg gehst. Einen Mannesstiefel: Nachbar, mit dem kann ich nicht mehr viel anfangen. Du bist zu schwer für ihn gewesen mit deinem Sorgenpacken. Gott lasse es dir leichter werden!

„Der Herrgott und ein Mann.“

*

Ich habe einmal einen Mann gekannt, das war der Fischer Petersen. Der war ein reicher Mann und hatte viel Geld ausgeliehen, aber vom Leben hat er nichts gehabt. Er war meiner Mutter ein bißchen verwandt. Als wir einmal bei ihm waren, rechnete er uns vor, was er hatte und wieviel er in diesem Jahre noch zu verdienen gedachte. Meine Mutter sagte: Zöchen, ich will mir das überlegen. Ich weiß heute, daß er sie

heiraten wollte, aber meine Mutter konnte an dem Tage nicht mit sich fertig werden, und sie sagte: „Jochen, arbeiten wollen und Geld verdienen wollen ist zweierlei. Nee, sagte er, das ist dasselbe. Und jetzt muß ich Kaltrausen legen. Es war ein schwüler Nachmittag, und ein Gewitter stand schon lange am Himmel. Mutter sagte: Jochen, fahr nicht hinaus. Das Wetter kriegt dich zu fassen. Aber der Fischer lachte sie aus und sagte: Wenn ich morgen um zehn Taler ärmer sein will, bleib ich daheim. Ich will aber um zehn Taler reicher sein. Sehen Sie, der Mann kam nicht wieder. Sein Knecht wollte nicht mitfahren, aber er mußte. Und der kam auch nicht wieder. Drei Tage darauf fanden wir Petersen im Röhricht angeschwemmt. Meine Mutter war ganz still. Sie ist eine rasche Frau und kann nicht müßig gehen und niemand müßig sehen. Aber es hätte ein Unglück gegeben, wenn sie Fischer Petersen geheiratet hätte.“

„Heimat wider Heimat.“

Frauentum

Eine Mutter ist zugleich Frau, und Frau sein heißt, Schwierigkeiten, an die der Mann Hebebäume und Flaschenzüge ansetzt, mit dem kleinen Finger beiseiteschieben, heißt, ein Guckfensterlein, durch das man auf grüne Erde sieht, auch in der dichtesten Wolkenwand finden, heißt, unter hundert Wegen, die alle auf das gleiche Ziel zuzuführen scheinen und von denen dann doch neunundneunzig daran vorbeigehen, den einen einzigen richtigen erkennen.

„Der Hohllofenbauer.“

*

Ich bin gewiß eine alte, einfältige Frau, und was ich weiß, habe ich alles aus dem alten Buche hier auf dem Tische; aber ich bin ein Mensch, der immer froh sein muß. Meinst du, das wäre von ungefähr und wäre so ganz von allein geworden? Nein, dafür muß ich mich bei dem Herrgott bedanken.

„Heimat wider Heimat.“

*

Was wäre ich, Mutter, ohne das Weihnachtslicht, das du mir

angezündet! Solange meine Tage dauern, leuchtet es mir, und wenn ich es erlöschen glaubte von der Wucht der Not, hob es das schimmernde Angesicht. In der Öde des Zuchthauses hat es mich vor Verzweiflung bewahrt. Wenn die Geißel der Anklage mir das Herz zerfleischte, träufelte es Vergebung in die Wunden. Der Rache Brand löschte es, und wenn ich lechzend, nach Elend zitternd, das ich um mich türmen wollte, die Welt durchmaß, so schlug es mir die Keulen aus der Hand mit dem Erinnern, daß ich doch einmal gut war. Du bist Weihnachten, Mutter, und des Festes heiligster Gedanke heißt: Mutter.

„Der Brochhof und seine Frauen.“

„Die Menschen möchten alle gerne heim,“ sagt Doktor Franz, „sie sehen halt den Weg nicht.“

Wenn Franz sagte, sie möchten heim, so meinte er heim zur Erde. Er verstand es so, daß nur in der Eingliederung des Menschen in die Natur die Seele an die Brunnen käme, die sie suche und brauche, daß dagegen die Abkehr von der Natur Verlorensein, Verarmen und Verdorren bedeute. Zugleich war ihm der Weg über die Natur der Weg zu Gott. Es hatte eine Zeit gegeben, in der er diesen Weg für den einzigen und richtigen gehalten, und er hatte darüber insbesondere ernste Auseinandersetzungen mit Minna Leuthold gehabt. Er war unterlegen und war der Frau heute dankbar, daß sie ihn überwunden; denn nach seiner nunmehrigen Überzeugung konnte der bloße Umgang mit der Schöpfung wohl heilsam demütigen, auch bis zu einem gewissen Grade erhöhen, in ihrer Pracht der Vergänglichkeit des Irdischen, wie der Größe und auch Güte des Schöpfers, doch niemals das Gefühl einer frohen, stillen Ergebenheit, das Empfinden eines Vaterwillens, das Bewußtsein der Gnade, wecken. Es führte um Golgatha herum, während der Weg des Menschen über Golgatha gehen muß.

Schimpf ja nicht auf den Ärger! Der ist noch lange nicht die schlechteste von des Herrgotts Einrichtungen!

Minna Leuthold in „Der Herrgott und ein Mann.“

Allerlei Lebensweisheit

Das gerade ist ja deutsche Art, Krieger zu sein und Kind zu bleiben.

„Der Gottesstreiter.“

*

Kommandiere dir selber dein Stillgestanden! — —

Wer sich von der Welt diktieren läßt, ist ihr Knecht. Ihr Herr ist nur, wer nach eigenen Gesetzen lebt.

„Räthe Jüttners Weg ins Glück.“

*

Wenn du bloß lernst, weil es dir nützt, dann schmeiß die Bücher in die Ecke und pack was an, was dir Freude macht. Hast du hernach gelernt, wieder geradeaus zu gucken, dann nimm meinetwegen die Bücher wieder her.

„Schicksals Hände.“

*

— — man ist ein Mensch, und jeder Schicksalschlag ist ein Sturm, unter dem man niedergebeugt wird, — aber ich habe es dir ja oft genug gesagt, wie es bei dem Getreidehalm ist. Je höher er wächst, um so mehr feste Knoten bilden sich, die ihn stützen. Es ist bei uns nicht anders.

„Der Herrgott und ein Mann.“

*

Mein Lebtag habe ich es so gehalten, daß ich der Stärkere sein mußte, gleich, was auf mich zukam, Not oder Glück. Ich bin immer der Stärkere gewesen, weil ich vor mir selber ausgespußt hätte, wenn ich nicht mehr getan hätte, was ich wollte, sondern hätte mit mir machen lassen, was ein anderes wollte, Not oder Glück — —

„Der Schulze von Wolfenhagen.“

*

„Du redest immer von Frauen, Vater. Wie soll ich mich aber freuen, wenn das nicht geschieht, was allein mich froh machen kann.“

Der Vater lachte leise. „Es ist doch immer dasselbe und wird es bleiben, solange ein Menschenherz das Blut vorwärtstreibt.“

Verliebte Leute klagen.“

Susanne schlug die Augen nieder. „Du meinst, ich sei verliebt?“ „Wie denn anders, Mädel? Du hast ja das Lügen nicht gelernt, und wenn der Florian nicht ein Fertiger wäre — er hält sich wenigstens dafür —, dann hätte er längst alle Wenn und Aber davongejagt und nicht gefragt: Geht es gerade oder geht es krumm, bleibt ein Rest zu tun übrig oder nicht, ist zuvor der Stein aus dem Wege zu räumen oder die Hecke niederzulegen, er hätte — —, ach, was soll ich alter Mann dir sagen, was das dümmste Mädel im kleinen Finger fühlt, wenn ihre Zeit da ist. Die Fertigen, da sind die, die vor lauter Klugheit nicht sehen, wie dumm sie sind, die, wenn die Sonne scheint, fragen, ob es auch nicht zu früh in der Zeit sei, und wenn sie über Land gehen wollen, unterwegs umkehren und einen Schirm holen, weil eine Wolke aufkommt. Gehe mir mit den Fertigen. Ich will unfertig bleiben, bis es aus ist mit dem Atemholen. Schaffen will ich und wagen und Verkehrtes tun, mich ärgern und es gutmachen, soweit ich kann, und Rechtes will ich tun, soweit ich, was ich tue, dafür halte. Auf und ab, bis es aus ist, niemals auf einem Wege, der ist wie ein Brett so eben. Immer kreuz und quer, und wenn andere jammern, weil sie alt werden, so lache ich und sage: Es ist alleweil noch viel Zeit zu Dummheiten und zu Geschicklichkeiten.“

„Die Leute aus dem Dreifaltale.“

*

Wenn wir einmal zum Sterben Zeit haben müssen, dann sollten wir sie auch für das Leben haben!

„Die Siedler vom Heidebrinkhofs.“

Gedichte

Gustav Schröder

Dem deutschen Volke

Du lerntest wieder auf dich selbst vertrauen.
 Entrückt des Irrwahns falschem Flackerschein
 Willst du der Zukunft hohen Tempel bauen,
 und deutsche Treue soll der Mörtel sein.
 Nun wag's und schwing des Glaubens starken Hammer,
 bis daß der graue Schlackenmantel bricht.
 Schlag zu, und du zerschlägst den deutschen Jammer.
 Du hast geirrt; verdorben bist du nicht.

Dein eigener Ketter sei, dein eigener Meister.
 Steig' tief hinauf in deutscher Seele Schacht,
 ruf mutig auf die alten starken Geister
 und reiß die Sterne dir in deine Nacht. —
 Ein Raunen geht durch unsre stolzen Eichen,
 erschauernd braust der heil'ge deutsche Rhein,
 da wir zum Werke uns die Hände reichen. —
 Mit Gott, das Werk, es will gesegnet sein.

Thüringen

Du grünes Meer, draus graue Klippen ragen,
 vom Schöpfer selbst zur Freude sich erdacht,
 du Land der Mären und du Land der Sagen,
 du Lichtland und du Land der Waldesnacht,
 du hehres Weib im stolzen Prachtgewande,
 du Kind, das sich im Sange selbst vergißt,
 du grünes Herz im deutschen Vaterlande:
 ich danke Gott, daß du mir Heimat bist!

Herbst

Vom Bergholunder grüßt die rote Traube,
der wilde Wein am Hause steht in Blut,
im Garteneckchen träumt die Starenbrut.

Der letzte Storch ist gestern fortgezogen,
Altweiberfommer durch die Stoppeln spinnt,
der Apfelbaum steht fruchteschwer gebogen,
und in den Drähten harzt ein müder Wind.

Der Buchenwald schläft ein in goldnem Prangen,
der letzte Erntewagen knarrt nach Haus. — —
Vom Kreuzweg her kommt leis der Herbst gegangen
Und streut die weichen, weißen Nebel aus.

Bauernmorgen

Kornblume singt ihr blaues Lied,
und Kade spielt die Flöte.
Vom Weidenbusch herüber sieht
Die junge Morgenröte.

Der Bauer reckt die Arme weit.
„S' wird gutes Wetter heute.“
Und lauter Sonne draußen scheint
Uns helle Frühgeläute.

„Du ackerst, Jochen, ich will sä'n.
Du, Grete, tränkst die Kälber.
Der Richard kann die Brache mäh'n,
fürs Vieh sorgt Mutter selber.

Vergeßt mir ja die Fohlen nicht.
Der Friße gestern fargte.
— Mach kein so dämliches Gesicht, —
— Los! Morgen geht's zu Markte.“

Erzählungen

Gustav Schröder

Lausbuben

Der alte Mühlknappe Hindemit hat seit einiger Zeit seine Not. 62 Jahre ist er alt gewesen, hat einen schlohweißen Kopf, fängt an, krumm zu werden, erlebte mancherlei auch mit Lausbuben, aber so schlecht wie gegenwärtig ist die Jugend nie gewesen. Anführer ist des Müllers Ludwig, und das ist doppelt schlimm, denn wenn man dem Herrensohn die Haare rauft, dann schreit der Herr selber gewöhnlich: Au! Es ist aber so eine Sache mit dem Haarzaufen. Vater Hindemit tut es selbst in Gedanken nur ungern. In Wirklichkeit tut er es überhaupt nicht, und zwar nicht darum, weil er etwa den Herrn fürchtete — mit dem ließe sich schließlich reden —, sondern weil er halt den Ludwig gar zu gern hat. Der ist ein frischer, reichlich zehnjähriger Bengel, zu allen losen Streichen aufgelegt, aber gutherzig, hilfsbereit und ehrlich.

Die Mühle ist neuzeitlich eingerichtet, brummelt freundlich vor sich hin, klappert, längst nicht so hart wie die alten Mühlen und hat statt des Schaufelrades eine surrende Turbine, die zugleich das angeschlossene kleine Elektrizitätswerk treibt. Im Keller läuft eine lange, blitzblankte Welle knapp einen Meter über der Dielung, und an der Welle ist ein Zapfen, der vielleicht drei Zentimeter aus ihr herausragt. Selbstverständlich macht Hindemit, wenn er die Lager ölen will, nicht immer erst den Umweg um die Maschinen rechts und links, sondern steigt einfach über die Welle. Das ist seit zehn Jahren so, und was zehn Jahre gut gegangen ist, geht auch weiter gut. Zehn Jahre macht der Mühlknappe übrigens nicht mehr mit. Die Zeit paßt ihm nicht mehr; denn die Jugend ist doch zu schlecht.

Der Müller hat an den Schützen vor dem Graben Zahn- gestänge anbringen lassen. Nun lassen sich die schweren Schützen

war leicht auf und nieder kurbeln, aber — hätte es der Herr lieber beim alten gelassen.

Daß Jungen Dummheiten machen, ist selbstverständlich. Sie bauen Teiche, fangen Fische und setzen sie darein, purzeln ins Wasser und trocknen sich in der Sonne, mausen halbreife Äpfel und Birnen, zünden Kartoffelfeuerchen an. Das gehört sich so, und Hindemit hat es seinerzeit nicht anders gemacht. Die Schützen jedoch dürften sie nicht herunterkurbeln. Das ist kein harmloser, übermütiger Streich, sondern eine Schlechtigkeit; denn die Mühle ist dazu da, zu mahlen. So wenigstens sieht Hindemit die Sache und schimpft mordsmäßig, wenn die Lausjungen die Kurbel selbst im geheimsten Versteck aufspüren und die Schützen herableiern. Oder ist das etwa nicht ärgerlich, wenn man am lieben Nachmittag auf einem Kleiesack sitzt, vor sich hindrösel, dem gleichmäßigen Klappern und Surren lauscht und das Klappern auf einmal nachläßt und zuletzt ganz aufhört, so daß man aus seiner schönen Ruhe aufgeschreckt wird und hinaus muß, um die Schützen wieder hochzuleiern? Bei der Untat selber hat Hindemit die Jungen nie erwischt, aber er sah sie mehrfach um die Ecke gucken, sah sie auch einmal ausreißen, wußte also genau, wie der dran war. Den Buben der Dienstleute drohte er Nasenabschneiden und Gehängtwerden an, dem Herrensohn prophezeite er, daß er noch einmal im Zuchthaus enden werde; aber dabei spielte ihm hier wie dort trotz seines Argers ein verstecktes, gutmütiges Lächeln um die Lippen. Dies Lächeln sollte die Wirkung seiner Drohungen herabmildern, das wollte der Alte, erschlug sie aber, und Hindemit war schließlich auch damit zufrieden, zumal da es gewöhnlich doch Monate dauerte, bevor die Jungen das neue Kurbelversteck fanden.

Nach dem letzten Attentat hatte der Mühlnappe die Kurbel mit in die Mühle genommen und sie, wie er meinte, unauffindbar unter der Treppe versteckt. Da hatte sie der Ludwig heute entdeckt, hatte sie unter die Jacke geschoben, war hinaus zu den anderen gefaßt, stand hinter der Scheune mitten unter ihnen und sagte stolz wie ein Schlachtensieger: „Ich hab' sie wieder!“ Fünf Paar Jungenaugen blitzten. „Och, fein! Mensch, fein!

Los!“ Aber so rasch gingen sie doch nicht ans Werk. Die Kurbel wanderte erst von Hand zu Hand. Fein! Also so herum muß man leiern, und jeder kommt dran. Am längsten natürlich Ludwig; denn der ist der eigentliche Held. Sie stehlen sich einzeln über den Hof und sammeln sich an der Scheunenecke, lauern eine Weile und gehen, als die Luft rein ist, ans Werk. Im Lauf des Mühlengetriebes aber merkt man ein Nachlassen erst, wenn die Schützen schon mehr als halb heruntergelassen sind. Dann allerdings kommt das völlige Einschlafen auch sehr rasch. Ludwig überläßt die Arbeit zunächst den Kameraden. Als nach seiner Meinung Vater Hindemit in der Mühle merken muß, daß sich ihr Gang verlangsamte, greift er selber zu; denn nun muß es fix gehen, weil der Mühlknappe jeden Augenblick helfend um die Ecke kommen kann. Das Gestänge knirscht, schwapp, sitzt das Brett auf, heidi, reißen die Jungen aus und legen sich auf die Lauer, aber Vater Hindemit kommt nicht, so lange sie auch warten. Das ist ihnen unheimlich und geht ganz bestimmt auch nicht mit rechten Dingen zu. Ludwig wagt es, schleicht an die Mühle, guckt durch das Kellerfenster, sieht Vater Hindemit in Hemdärmeln sitzen, den Kopf ganz herabgeneigt, sieht an der blitzblanken Welle eine Müllerjacke halb herabhängen. Der Alte hebt den Kopf, erblickt den Jungen, winkt ihn heran, und dem kecken Ludwig schlottern die Knie; denn er sieht in ein Paar Augen, die das Jenseits geschaut hatten.

Hindemit hatte auch das getan, was er tausendmal getan hatte; er war über die Welle gestiegen, um die Lager zu ölen. Tausendmal war es gutgegangen. Beim tausendeinten Male faßte der Zapfen den Jackenflügel, wickelte ihn auf, raffte die Jacke, schleuderte, weil das feste Leinen nicht riß, den Mühlknappe auf die Welle, wirbelte den Sich-Anklammernden herum. Und der gute alte Hindemit wußte, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte. Zehnmal oder zwanzigmal war er mit der Welle herumgewirbelt worden, die Hände wurden müde, in den Ohren brauste es wie Sturmwind, und — die Umdrehungen wurden langsam, setzten aus. Hilflos hing der Mann. Da jagte ihn die Angst hoch. So gut wie die Jungen die

Schützen herabgefurbelt haben, so gut können sie sie auch, wenn er nicht kommt, wieder hochleiern. Er langt in die Hosentasche, reißt das Messer auf, schneidet, ritsch, ratsch, wie es kommt, ist frei, liegt eine Weile auf dem harten Zement, kriecht auf einen Sack zu, setzt sich und starrt vor sich hin. Es ist ihm nichts geschehen, aber er hat dem Tod ins Auge geblickt und kann noch nicht wieder zurück in Leben und Licht. So findet ihn Ludwig, und demütig und still folgt er, als ihn der Alte in den Keller winkt. Der sagt nicht viel, lallt nur, weist auf die Jacke: „Da dran hing ich. Wenn ihr nicht abstelltet, war's aus mit mir.“ Da mußte der Junge laut aufheulen; denn er hat den guten alten Mann lieb, und der Todeshauch ist eiskalt.

Langsam geht er hinaus, winkt den Kameraden, holt die Kurbel und sagt: „Ihr müßt mitgehen.“ Vater Hindemit steht inzwischen wieder auf seinen zwei Beinen und ist eben dabei, die Jacke vollends von der Welle zu lösen, da kommen die Jungen. Er sieht ihnen mit einem müden Lächeln entgegen. „Jungens, ihr habt mir das Leben gerettet, aber nun ich euch alle beieinander habe, muß ich euch doch an den Ohren nehmen.“

„Mach's doch,“ bettelte Ludwig.

Hindemit aber schüttelt mit einem freieren Lächeln den Kopf und faßt fünf Jungenhände mit seinen zweien. „Es geht auch so. Ihr — guten Lausjungen! Wir machen's aber nicht wieder, ihr nicht und ich nicht. Gelt? Und nun geht mal hinaus und leiert die Schützen wieder hoch.“

Meine Jahresuhr

Ich habe das Glück lange haben wollen. Schließlich hat es mir meine Frau geschenkt. Nun steht es vor mir auf dem Schreibtische. In der Silvesternacht ziehe ich die Uhr auf. Ob sie darüber hinaus die Stunden zählen würde, weiß ich nicht. Mir genügt, daß sie es ein volles Jahr lang mit fragloser Gleichmäßigkeit und Treue tut.

Manch einer, der mich besuchte, sah eine Weile auf die Uhr, wandte sich ab und sagte: „Ich würde krank, wenn ich immer auf

das Ding sehen müßte." Ich habe beim Anblick der Uhr bis jetzt weder das unangenehme Gefühl der Seekrankheit noch einer anderen gehabt. Mir ist sie lieb und unentbehrlich.

Es ist etwas Stilles, Geheimnisvolles, Unerbittliches um die Uhr. Die vier Kugeln tanzen eines Atemzugs Länge nach links, scheinen einen Augenblick zu halten, als besännen sie sich, drehen um, kreisen nach rechts. Und so Tag und Nacht, Sommer und Winter. Es wäre nicht uninteressant, einmal die Summe der Bewegungen im Laufe eines Jahres festzustellen.

Wenn einer, am Schreibtisch vorübergehend, hart auftritt, dann schwanke die vier goldenen Kugeln. Es ist, als schüttle die Uhr den Kopf. „Du Tolpatz, stör' mich nicht! Ich messe die Ewigkeit." Sonderbar: Seit ich die Uhr vor mir stehen habe, kann ich nicht los von den Worten Ewigkeit und Schicksal. Begriffe kann ich sie nicht nennen; denn sie sind eben nicht zu begreifen! Ich sage auch nicht, daß ich sie irgendwie zu erfassen vermöchte; aber das sage ich, daß mir ein leises Ahnen von Schicksal und Ewigkeit aufgeht. —

Der Sommertag war heiß und schwül. Wolken türmten auf, der Wind begann hohl aus dem Himmel heraufzublasen. Es ward dunkel. Die erste Blitze peitschten über den Park, dem Goethe seine Züge gegeben, und zuckten über unser Haus weg nach Tiefurt hinüber. Murrend grollte der Donner, und die Fensterscheiben klirrten. Und dann eine rasende Symphonie, unter deren Fanfarenklängen die Eichen brausten. Hagelschauer waren das wilde Schlagzeug im Orchester. Ein Tag voll, als wolle die Welt untergehen. Gleichmäßig, nicht einen Hauch rascher, nicht einen langsamer, tanzten die goldenen Kugeln. Und sie hatten recht mit ihrer zuversichtlichen Stetigkeit. Die Sonne kam wieder, die Welt stand und war schöner als zuvor.

Dieselbe ruhige Gleichmäßigkeit, als draußen die ersten Anseln sangen, die Tulpen blühten, die Kirschen unter dem Fenster reifte, der Herbstwind die Bäume rüttelte, der Schnee fiel, die Christnacht blühte. Dieselbe Gleichmäßigkeit auch, als — die Hand erkaltete, die mir die Uhr geschenkt. Ich trat an meinen Schreibtisch, und siehe — die Uhr ging wie immer,

unerbittlich, still wie das Schicksal. Kein Laut und doch im Glanze der tanzenden Kugeln ein: Auch die Stunde nehme ich mit.

„Tanzende Kugeln,“ sagte ich. Man findet manchmal das Zutreffendste, ohne zu suchen. Tanzend! Das schwere, entzückend geformte Gestell, das die vier Kugeln trägt, hängt an einem Stahlbändchen, das kaum einen Millimeter breit und nur den Bruchteil eines Millimeters stark ist. Aber es trägt die Kugeln, trägt sie durch die Tage, Wochen, Monate, Jahre. Ich weiß nicht, ob das Band, an dem das Leben hängt, stärker ist. Ein graufamer Tag, der sonnig begann und in finsterster Nacht endete, beweist mir das Gegenteil. Immerhin ist aber das Band stark genug, das Leben durch Jahrzehnte zu tragen, genau so treulich und zuverlässig, wie das Stahlband meiner Jahresuhr seine Pendelkugeln trägt.

Der Gang meiner Uhr aber läßt sich mit dem keiner anderen vergleichen. Ich liebe weder das hastige, harte Ticktack der Stutz- und Standuhren, noch das prozige „Bumm, bumm“ der hohen Dielenuhren, die, wenn sie vollkommen sein sollen, unbedingt den dröhnenden Gang haben müssen. Wozu denn das? Es entspricht in keiner Weise dem Schicksalhaften, das eine Uhr doch einmal verkörpern soll.

Meine Jahresuhr geht lautlos wie das Schicksal, gleichmütig wie das Schicksal, das weder nach Tränen noch nach Jauchzen fragt, und hat doch das starke der Ewigkeit. Man muß scharf hinhören, um das feine, niemals schmerzvoll das Ohr berührende „Tack — tack“ zu vernehmen. Jedes Wort, jeder Schritt, jeder laute Atemzug übertönt es. Es ist wie der Herzschlag in der Brust. Nur in stiller Nachtstunde hört man des Herzens Klopfen. Und doch tut es in jeder Minute seine siebzig Schläge, fraglos, still, treu.

Tanzend durchmißt meine Uhr der Zeiten weite Räume. Was ist das Leben anders? Ist es nicht der ewige Tanz, zum dem Wollen und Hoffen aufspielen von der Wiege bis zum Grabe? Darüber aber ein unendlich feines, mahnendes „Tack — tack“.

Das ist meine Jahresuhr, die mich Schicksal und Ewigkeit
ahnen läßt. Ich segne die stille Hand, die sie mir schenkte.



Autograph Schröers:

Jungsein ist an kein
Lebensalter gebunden.

G. Schröer.

„Jungsein ist an kein
Lebensalter gebunden.“
G. Schröer.

Werke (Auswahl)

C. Bertelsmann, Gütersloh

- Heimat wider Heimat, Roman. Volksausgabe. 69.—80. Tsd. 1935. 306 S. Geb.
- Der Herrgott und ein Mann. 16.—18. Tsd. 1933. 309 S. Geb.
- Schicksals Hände. Roman. 19.—21. Tsd. 1935. 315 S.
- Um Mannesehre. Roman. 21.—25. Tsd. 1932.
- Die Siedler vom Heidebrinkhofe. (Kleines Buch 2.) 26. bis 30. Tsd. 1935. 190 S.
- Der Bauernkel. Roman. 11.—20. Tsd. 1933. 383 S.
- Das Land Rot. Ein Roman aus unseren Tagen. 56. bis 60. Tsd. 1933. 381 S. (1. Auflage Hanseatische Verlagsanstalt A.G. Hamburg 1928)
- Wir lassen uns nicht unterkriegen! (Zielbücher 4.) 11. bis 18. Tsd. 1934. 203 S.
- Volk im Schmiedefeuere. Roman. 11.—18. Tsd. 1934. 355 S.
- Der Heiland vom Winjenhofe. Roman. Volksausgabe. 40.—44. Tsd. 387 S. 1935. (1. Auflage: Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1925)
- Die Pflingstbirke. (Kleines Buch 30). 95 S. 1935.
- Der rechte Erbe. Roman. 19.—21. Tsd. 324 S. 1935.
- Die Flucht von der Murmanbahn. Nach den Berichten eines Torgauer Husaren. 12.—16. Tsd. 204 S. 1934. (1. Auflage: Grote'sche Verlagsbuchhandlung)
- Der Schelm von Brucknau, ein heiterer Kleinstadtroman. 1.—20. Tsd. 1938. 328 S.
- Die Lawine von St. Thomas, ein Roman aus den Bergen. 358 S. 1939.
- Sturm im Sichdichfür, Roman, 362 S. 41.—46. Tsd. (1. Auflage Hanseatische Verlagsanstalt A.G. Hamburg 1928)

Heimat-Verlag für Schule und Haus, Halle a. S.

Der Schuß auf den Teufel, eine Geschichte aus dem Frankenwald. 390 S. 1925.

Deutsche Legenden, ein Buch der Hoffnung. 1925.

Treue-Verlag Wülferode-Sollstedt

Mus des Lebens buntem Kranze, 25 Erzählung., 201 S. 1927.

Verlag Quelle & Meyer, Leipzig:

Die Leute aus dem Dreifatal, Roman, 12. bis 14. Tsd.

Der Schulze von Wolfenhagen, Roman, 13. Tsd.

Die Bauern von Siedel, Roman, 7. Tsd.

Der Hof im Kied, Roman, 6.—9. Tsd.

Die Flucht aus dem Alltag, 12.—13. Tsd.

Gottwert Ingram und sein Werk, 5.—7. Tsd.

Der Brockhof und seine Frauen, Roman, 6.—7. Tsd.

Hanseatische Verlagsanstalt A.G. Hamburg

Der Freibauer, Roman, 5. Tsd.

Peter Lorenz, Roman, 5. Tsd.

Das Wirtshaus zur Kapelle, Roman, 6. Tsd.

Sturm im Siedichfür, Roman, 1928.

Stiftungsverlag, Potsdam:

Wilhelm Hennekes Hochzeitsreise, Sammlung kleiner Erzählungen, 6.—10. Tsd.

Greifenverlag, Rudolstadt:

Das Stärkere, Kleinere Erzählungen, 3. Tsd.

Wie das Herz es ihnen eingab, kleinere Erzählungen, 3. Tsd.

Verlag Otto Zahnke, Leipzig.

Die Wiedes, Roman. 71.—80. Tsd. 1940 304 S.

Reclamische Universalbibliothek:

Kindergeschichten

Alphabetisches Verzeichnis

zusammengestellt von Dirk Zaumsegl

1. Alte Glocken — neuer Klang
2. Aus des Lebens buntem Kranze — Erzählungen
3. Das gerettete Dorf
4. Das Herz spricht
5. Das Schicksal der Käthe Klottermund
6. Das Stärkere
7. Das Wirtshaus zur Kapelle (Leipzig 1920)
8. Der Bauernkel (Güterloh 1933)
9. Der Bauer vom Lehdenhof
10. Der Brockhof und seine Frauen (Leipzig 1927)
11. Der Freibauer (Leipzig 1913)
12. Der fröhliche Balthasar
13. Der Heiland vom Binsenhofe (Berlin 1918)
14. Der Herrgott und ein Mann
15. Der Hohlöfenbauer (Hamburg 1926)
16. Der Hof im Ried
17. Der Jmster von Pirk
18. Der rechte Erbe
19. Der Schelm von Bruckau
20. Der Schulze von Wolfenhagen (Leipzig 1921)
21. Der Schuß auf den Teufel (Halle 1925)
22. Der Streiter Gottes
23. Die Bauern von Siedel (Leipzig 1922)
24. Die Flucht aus dem Alltag (Leipzig 1925)
25. Die Flucht von der Murmanbahn (Berlin 1917)
26. Die Heimat erobert
27. Die Kriegsanleihe die Jungen von Erbesbach (Köln 1916)
28. Die Lawine von St. Thomas
29. Die Leute aus dem Dreifatale (Leipzig 1920)
30. Die Pfingstbirke
31. Die Siedler vom Heidebrinkhofe (Güterloh 1932)
32. Die Wiedes
33. Deutsche Legenden — Ein Buch der Hoffnung
34. Drei Tage geseffen (Volksstück) (Hildburghausen 1914)
35. Ein Barbarenstückchen (Leipzig 1916)

36. Einer Liebe Weg
37. Frau Käthe Werner — Die Geschichte einer tapferen Frau (Stuttgart 1928)
38. Gott ist das Herz des Lebens
39. Gottwert Ingram und sein Werk (Leipzig 1925) —
Sieben Kreuze
40. Gustav Adolf und sein Getreuer
41. Heimat wider Heimat (Gütersloh 1929)
42. Ich hatt' einen Kameraden (Stuttgart 1916)
43. Im Schatten des Helberges
44. Joachim Werner (Stuttgart 1930)
45. Käthe Jüttners Weg ins Glück
46. Kindergeschichten
47. Kinderland
48. Kriegsfreiwillige (Leipzig 1915)
49. Land Not
50. Peter Lorenz, die Geschichte eines Knechtes (Leipzig 1918)
51. Scherben am Wege (Stuttgart 1917)
52. Schicksals Hände (Gütersloh 1931)
53. Sieben Kreuze — Gottwert Ingram und sein Werk
54. Stille Geschichten (Potsdam 1917)
55. Stille Menschen
56. Sturm im Sickinghüß (Hamburg 1927)
57. Um Mannesehre (Gütersloh 1932)
58. Volk im Schmiedefeuer (Gütersloh 1934)
59. Von Leuten, die ich lieb gewann
60. Von Leuten, die mir begegneten (Geschichten aus versch.
Romanen) 1926
61. Weg und Werk (Biographie)
62. Wenn man auf den Hund kommt und sonst noch allerlei
Heiteres und Nachdenkliches
63. Wie das Herz es Ihnen eingibt
64. Wilhelm Hennekes Hochzeitsreise
65. Wir lassen uns nicht unterkriegen
66. Wir werfen einen Brand

Nachträge zur Biographie

Gustav Schrövers Eltern hießen Wilhelm und Anna.

Die Mutter ist geboren am 22. 4. 1859, der Vater im Jahre 1856. Gustav Schröber war der älteste von acht Geschwistern, vier starben im Alter von 1—4 Jahren.

Mit 10 Jahren ging er in die Arbeitsschule. Er sang auch im Chor. Mit 10 Jahren schrieb er sein erstes Gedicht.

Nach der Grundschule besuchte er noch eine höhere Schule in Schmiedeberg im Riesengebirge.

In Münsterberg besuchte er ein dreijähriges Lehrerseminar und bestand es mit Auszeichnung. Mit 20 Jahren erzielte er seinen Lehrerabschluss.

Acht Wochen später trat er in Ziegenrück die Stelle als Kantor an.



Nachtrag von Gerhard Helzel: Gustav Schröber war auch ein begeisterter Photograph, der gute Photographien liebte. Sie sind im Besitz seines Enkels Jürgen Schröber. Einige haben wir auf den Tafeln aufgenommen. Zu den anderen möchte ich sagen, daß Schrövers Freunde sich freuen würden, wenn auch die anderen Photographien einmal veröffentlicht würden.





Gfz bach: Dorfplatz um 1901.
 (Photo: Sammlung Werner Hofmann)



Gustav Schröder in seinem Arbeitszimmer in Gfz bach.
 Viele schöne Zierteller, Krüge, gedrechselte Möbel, Bilder und
 Bücher, und am Fenster Zierpflanzen; inmitten der Dichter.
 (Photo: „Heimat im Bild“, Gerold-Verlag)



Das Schulhaus in Gzbach um 1920.
(Photo: Bertelsmann-Verlag)



**Schröers Wohnhaus „Flucht aus dem Alltag“
auf dem Lindenberg in Weimar.**
(Photo: Bertelsmann-Verlag)

Suchen von Stichworten am Computer.

Bei dieser PDF-Datei können Sie mit Hilfe der Suchfunktion wie gewohnt Stichworte suchen, wenn Sie nur beachten, daß die Fakturschrift besondere Ligaturen (Verbünde) besitzt, die Sie korrekt eingeben müssen. Diese sind bei der vorliegenden PDF-Datei beim PC und Macintosh meist identisch (Ausnahme: q). Die folgenden Typen müssen Sie für den Text eingeben:

ſ (langes s): s / ſ̄ (rundes s): +

ſh: c / c: ç

ſk: q

q : Æ (Macintosh: [k mit Option])

ll: ¬

ff: , (einfache Anführng. unten, nicht Komma; Mac: s mit Option)

fi: Í

h: ç

Man gebe z. B. ein: „Hau+seggen“, nicht „Hausseggen“, oder „macen“, nicht „machen“, oder „eiç“, nicht „chic“.

Sie können die obenstehenden Sondertypen auch hier herauskopieren, wenn sie diese nicht finden, und in das Suchfenster der PDF-Datei einsetzen. Daneben finden Sie die Zeichen auch im „Word“-Programm unter „Sonderzeichen“.

Bei den in der **Maximilian-Gotisch** gesetzten Überschriften müssen Sie auch noch die Ligaturen **ff**, **fi**, **ft** und **tt** eingeben:

ff: f ft: ®

tt: † fi: ø

Wenn Sie Text in die Zwischenablage in „Word“ einsetzen, können Sie durch ein Makro die Frakturschrift beibehalten.

Macintosh: Bei Einsetzen in „Simple Text“ werden die Frakturschriften korrekt (mit allen Ligaturen) übernommen, wenn sie geladen sind. Diese sind bei Gerhard Helzel käuflich zu erwerben (zwei Frakturschriften kann man gratis herunterladen).

Der Text dieses Buches ist gesetzt in der **Marß-Fraktur** (vorm. Linotype) = **Römer-Fraktur** (Mergenthaler Setzmaschinen-Fabrik) und der „**Gurſch-Fraktur**“ (König-Fraktur G 14, Gursch).

Fraktur-Makros, über 170 Schriften und weiteres unter:

www.romana-hamburg.de



**Große Abbildungen:
Das Schulhaus mit
Kirche in Gzbach um
1995.**

(Photos:
Gerhard Helzel)

**Rechts: Die Kirche 2001 ohne das
Schulhaus.**

(Photo: Werner Hofmann)

